1,60 DM / Band 267
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Der Hexenwürger von Blackmoor

Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 90



Der Hexenwürger von Blackmoor

John Sinclair Nr. 267

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 16.08.1983

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Hexenwürger von Blackmoor

Eigentlich hatten wir ja gedacht, daß uns nichts mehr überraschen oder aus der Bahn werfen konnte. Bis zu dem Tag, als wir den Hexenwürger von Blackmoor kennenlernten. Da mußten wir unsere Meinung ändern. Was er uns brachte, war nicht nur der kalte Horror und das absolute Grauen, nein, er verstand es auch, die Zeiten miteinander zu mischen. Wir wußten manchmal nicht, ob wir uns in der Gegenwart oder in der Vergangenheit befanden…

»Kommen Sie, Mr. Sinclair, kommen Sie mit! Nur keine Angst, ich bin bei Ihnen.« Der Mann sprach die Worte flüsternd und gehetzt. Er selbst schien in Panik geraten zu sein, obwohl es keinen Grund dafür gab.

In der Dunkelheit ahnte ich die Bewegung mehr, als ich sie sah, und ich spürte Barrows' feuchte Handfläche an meinem rechten Gelenk.

Nach ein paar kurzen Schritten blieb er stehen. Ich stoppte ebenfalls und hörte ihn tasten. Wenig später quietschte eine Tür. »Bald ist es soweit, Mr. Sinclair«, sagte er. »Sie brauchen nicht mehr lange zu warten. Ganz bestimmt nicht.«

Die Dunkelkammer jedenfalls hatten wir hinter uns. Das Geräusch der sich öffnenden Tür bewies mir dies. Es wurde heller. Das geschah langsam wie im Kino, und in einem kleinen Kinosaal befanden wir uns in der Tat.

Ich sah neben mir einen Projektor auf einem Tisch stehen, ihm gegenüber die dazugehörige Leinwand. Sie war aus dem schwarzen Holzkasten nach oben geschoben worden und der Projektor auf sie eingestellt, so daß die Filmvorführung beginnen konnte.

Vier Stühle hatte der Mann aufgebaut. »Wollen Sie sich setzen, Mr. Sinclair?«

»Ja, gern.«

»Suchen Sie es sich aus. Noch haben Sie die freie Auswahl.« Er lachte über seinen eigenen Scherz.

Der Stuhl, auf dem ich mich niederließ, wackelte ein wenig.

Dr. Barrows, der hinter mir am Projektor hantierte, galt als ein exzellenter Wissenschaftler. Er war Ornithologe, Vogelkundler. Ein Naturmensch, der die Natur und die in ihr lebenden Tiere genau beobachtete und studierte.

Man erkannte ihn als Kapazität an, und vor allen Dingen die heimischen Moore und Wälder waren seine Spezialität.

Ich hatte ihn erst vor einer Viertelstunde kennengelernt. Sir James, mein Chef, hatte gemeint, ich solle mir den Knaben doch mal ansehen und mir einen Film vorführen lassen. Deshalb war ich hier.

Um welchen Film es sich handelte, wußte ich nicht. Jedenfalls mußte er etwas mit meinem Job zu tun haben.

Ich verschränkte die Arme vor der Brust und wartete ab. Hinter mir hantierte Dr. Barrows. Er sprach mit sich selbst.

Ich drehte mich auf dem Stuhl.

Barrows sah mich nicht. Zu sehr war er mit dem Filmapparat beschäftigt. Dieser Projektor gehörte noch zur alten Sorte, da lief wenig automatisch, die Vorbereitungsarbeiten mußten mit der Hand erledigt werden.

»Bin gleich soweit«, sagte er, »bin gleich soweit. Sie werden staunen, Mr. Sinclair.«

»Das tu ich jetzt schon.«
Er lachte meckernd.
Dr. Barrows war ein seltsamer Vogel. Wer ihn so ansah, hätte ihn wirklich nicht für das halten können, was er tatsächlich war. Der Wissenschaftler reichte mir knapp über die Schulter. Er hatte weißes Haar, und ein Knebelbart von derselben Farbe umwucherte sein Kinn. Die übrige Gesichtshaut war sonnenbraun, ein Zeichen, daß er sich oft in der freien Natur aufhielt. Der Anzug mit den zu langen Hosenbeinen schimmerte in einer undefinierbaren Farbe, und die schmalen Hände befanden sich in ständiger Bewegung.
»Ha, jetzt habe ich es«, lobte er sich selbst und nickte beifällig. »Der Film kann beginnen. Sind Sie bereit, Mr. Sinclair?«
»Schon seit einiger Zeit.«
»Dann geben Sie acht.«
Nach seinen Worten hörte ich auf das Brummen des Projektors. Auf der Leinwand erschien ein Viereck, durch das Streifen zuckten, wenig später eine Zahlenreihe, die rückwärts gezählt wurde.
Vier, drei, zwei, eins…
Der Start!
Eine Landschaft erschien. Weit, braungrün. Ich erkannte den Sumpf und in der Ferne zahlreiche Wälder. Plötzlich sah ich einen aufsteigenden Vogelschwarm. Die Kamera fuhr heran und zeigte einige Tiere in Großaufnahme.
Ich hörte auch den Namen der Vögel, habe ihn aber inzwischen vergessen.
Viel Landschaft zeigte der Film. Eine trotz des hellen Tages düstere Landschaft. Irgendwie bedrückend und beklemmend. Manchmal von Nebelschwaden durchweht, dann bläulich schimmernd und mit den Gerippen abgestorbener Bäume durchsetzt.
Der Boden war sumpfig. Er schimmerte dunkel, glänzte an einigen Stellen, als hätte man ihn mit Öl übergossen, und schließlich erkannte ich im Hintergrund ein Gemäuer.
»Sehen Sie die Burg?« flüsterte Dr. Barrows.
»Ja.«
»Das ist Schloß Blackmoor.«
»Und?«
»Kennen Sie es nicht?«
»Nein, ich war noch nie da.«
»Dann geben Sie gut acht.« Er senkte seine Stimme. »Um dieses uralte Gemäuer rankt sich nämlich ein Geheimnis«, fuhr er fort. »Ein schreckliches Geheimnis. Ich habe davon gehört, aber ich wollte es nie so recht glauben, bis ich es mit eigenen Augen sah, obwohl ich eigentlich nichts gesehen habe, erst auf dem Film, wie Sie gleich erkennen können, Mr. Sinclair. Deshalb geben Sie acht.«

Während seiner Worte war die Kamera immer näher auf das geheimnisvolle Schloß zugefahren.

Ich kannte alte Schlösser und Burgen zur Genüge, hatte mich bereits in zahlreichen von ihnen herumgetrieben und erkannte sofort, daß dieses Schloß nicht mehr bewohnt war.

Man konnte in den Fragmenten und Resten der Burg nicht hausen. Das waren nur noch Ruinen.

Vor dem Schloß schimmerte der Sumpf. Er führte bis in den Wald hinein, wo die Bäume keine Blätter mehr zeigten, sondern ihre kahlen Äste wie Totenarme in den Himmel reckten. Ein Brand schien gewütet und den größten Teil vernichtet zu haben.

Ich hörte wieder die Stimme des Ornithologen.

»Gleich ist es soweit, Mr. Sinclair. Bisher läuft noch alles normal. Auf Blackmoor Castle und in der näheren Umgebung sieht es wirklich so aus, wie auf dem Film zu erkennen ist. Eine richtige Schauerkulisse. Passen Sie auf! Sehen Sie die Bewegung da?«

Ich beugte mich vor und schaute genauer hin.

Ja, da sah ich eine Bewegung. Sie gehörte eigentlich nicht dahin, nicht in den Film, denn was meinen Augen präsentiert wurde, war eine Doppelbelichtung.

Es glich nicht nur einer, es war eine Doppelbelichtung.

Zwei Filme übereinander, wobei der erste mit dem zweiten nichts gemein hatte.

Der erste dominierte. Ich mußte mich konzentrieren, um den zweiten erkennen zu können, der sich wie ein Hauch über den ersten gelegt hatte.

Im zweiten spielten Personen mit.

Wenigstens sah ich ein Mädchen.

Wie ein Schatten huschte es über die Leinwand. Gespenstisch sah dies aus, als es über dem Sumpf schwebte oder durch die Nebelschleier huschte, als wollte es sich mit ihnen zu einer Einheit vereinigen.

Das Mädchen näherte sich. Es schien direkt auf die Kamera zuzulaufen und den Anordnungen eines Regisseurs zu gehorchen.

Ich hörte die Stimme des Wissenschaftlers, kümmerte mich aber nicht darum, was er sagte, denn der Film hatte mich irgendwie in seinen Bann gezogen.

Und das Mädchen rannte, es huschte über das Moor. Die Kleidung bestand nur mehr aus Fetzen. Sie flatterte wie die Reste einer Fahne um ihren Körper.

Das Haar war dunkel. Wie aufgebläht wurde es hinter ihr hergeschleift. Ich sah das verzerrte Gesicht und erkannte, daß das Mädchen Angst hatte.

Wovor? Wer hetzte es? Ich wußte die Antwort nicht, denn ich sah

keinen Feind in der Nähe.
»Sehen Sie das Mädchen, Mr. Sinclair?«
»Natürlich.«
»Es gehört überhaupt nicht auf den Film«, flüsterte Barrows. »Überhaupt nicht. Ich weiß nicht, wo es hergekommen ist. Ich habe es bei den Aufnahmen nicht gesehen. Erst als ich den Film abspielte, tauchte es auf dem Streifen auf.«
»Was geschieht jetzt?«
»Warten Sie es ab, Mr. Sinclair. Etwas Schreckliches, glauben Sie mir. Sie werden starke Nerven haben müssen.«
»Die habe ich.«
Danach verstummte unser Dialog, denn beide konzentrierten wie uns wieder auf das Geschehen.
Das Mädchen rannte noch immer. Jedoch nicht mehr mit der Leichtigkeit wie zu Beginn. Die lange Flucht hatte Kraft gekostet, das Gesicht zeigte deutlich die Spuren der Anstrengung und ersten Erschöpfung. Dies war deutlich bei den Großaufnahmen zu sehen. Die Arme schlenkerten von einer Seite zur anderen. Sie schienen überhaupt nicht zu dem Körper zu gehören, und auch die Beine hatten es schwer, weiter in Bewegung zu bleiben. Zudem bot der Boden nicht genügend Widerstandskraft. Er war weich und zäh, denn es schien, als wollte er jeden Schritt des Mädchens verhindern.
Lange konnte die Kleine nicht durchhalten. Mir fiel jetzt erst ihre Kleidung auf. Sie war völlig unmodern und paßte nicht in die heutige Zeit. Obwohl der Flüchtling nur Fetzen am Leib trug, erkannte ich, daß so etwas einmal in der Vergangenheit modern gewesen war, aber nicht in der Gegenwart.
»Gleich passiert es«, flüsterte Dr. Barrows.
»Was?«
»Werden Sie schon sehen, Mr. Sinclair. Geben Sie genau acht und erschrecken Sie nicht. Ich habe nämlich mit der Kamera einen Schwenk gemacht, wie Sie erkennen können.«
Der Schwenk erfolgte. Ich sah plötzlich rechts am Bildrand eine unheimliche Gestalt.
Wie aus dem Nichts erschien sie. Sie stand plötzlich da und erinnerte an ein Denkmal. Ich hatte sie nicht erwartet, und trotz der Vorwarnung war ich überrascht.
Die Gestalt schien aus dem Sumpf gestiegen zu sein. Sie trug einen langen Mantel, der bräunlich schimmerte und einen Schulterüberwurf hatte, wie er mal in der früheren Zeit modern gewesen war. Der Mann hatte ein hartes Gesicht, sein Haar einen blondgrauen Ton, und von den gespreizten Fingern seiner linken Hand tropfte Schlamm zu Boden.
In der rechten aber hielt er eine Peitsche.

Im ersten Augenblick durchzuckte es mich wie ein Stromstoß. Das durfte doch nicht wahr sein! Die Peitsche, die er hielt, glich Sukos Dämonenpeitsche fast aufs Haar.

War das die Dämonenpeitsche?

Sie hatte einen dunklen Griff und drei Riemen, die eine schlangenartige Verlängerung bildeten. Die Riemen selbst glänzten hell, als wären sie mit einer Silberschicht übergossen worden.

Und das Mädchen rannte genau auf den Unheimlichen zu.

Die Flüchtende sah ihn nicht, sie hatte den Kopf gesenkt und schaute zu Boden. Als sie ihn schließlich hob und den Mann anschaute, verzerrte sich ihr Gesicht. Sie stoppte, riß die Arme hoch, und ich glaubte, den Schrei hören zu können, der aus ihrem weit geöffneten Mund drang.

Dennoch war es ein stummer Schrei. Ein Entsetzen, das sich freie Bahn verschaffte.

Sie taumelte noch einige Schritte auf den Mann zu, bevor es ihr gelang, den Lauf abzustoppen.

»Und jetzt geben Sie genau acht!« flüsterte Dr. Barrows. »Passen Sie genau auf, Mr. Sinclair. Gleich erleben Sie einen furchtbaren Vorgang, kann ich Ihnen sagen.«

Ich gab keine Antwort, sondern konzentrierte meinen Blick starr auf die Leinwand, wo das Geschehen in einer gespenstischen Lautlosigkeit ablief.

Der Mann schlug zu.

Er hatte seinen Arm schon zuvor ein wenig erhoben und bewegte eigentlich nur kurz sein Handgelenk.

Das reichte.

Plötzlich wirbelten die drei Riemen durch die Luft und fanden mit einer beklemmenden Zielstrebigkeit das Ziel.

Sie wickelten sich um den Körper des Mädchens.

Es hing fest. Ein Ruck ging durch die Gestalt, und ich sah, wie es fast zu Boden gefallen wäre. Aber die drei Riemen hielten das Mädchen fest, so daß es in einer Schräglage blieb.

Dann geschah das Schreckliche. Ein unheimlicher, lautloser Mord lief vor meinen Augen ab, denn die Peitsche entfaltete eine mörderische Kraft. Sie zerstörte das Mädchen.

An den drei Stellen, wo es getroffen worden war, begannen sich die Riemen in den Körper hineinzufressen, und gleichzeitig zuckten die ersten Flammen auf.

Es waren regelrechte Flammenringe, die sich in die Haut der jungen Frau einbrannten und ein Feuer entfachten, das sich blitzschnell ausbreitete.

Auf einmal war die Frau nur noch ein Flammenbündel. Wie silberne Schlangen zuckten die drei Riemen der Peitsche zurück, und der

stumme Mörder rollte sie mit einer routiniert wirkenden Bewegung wieder auf. Danach schaute er zu, wie sein Opfer verbrannte.

Ich erlebte schlimme Szenen. Vielleicht deshalb so schlimm, weil kein Laut zu vernehmen war. Wenn ich einen Schrei gehört hätte, einen Ruf, die Bitte um Hilfe, das alles geschah nicht.

Der Film blieb stumm.

Ich hatte die Hände geballt und fühlte auf meinen Handflächen die Feuchtigkeit. Natürlich war ich viel gewohnt, aber dieses Mädchen so sterben zu sehen und selbst nicht eingreifen zu können, das zerrte schon an den Nerven.

Sie verbrannte.

Eine rötlich schimmernde Asche blieb zurück, die sich wie ein feiner Schleier über die Knochen legte, die dem Feuer widerstanden hatten.

Im nächsten Augenblick sah ich auch davon nichts mehr, und der Mann mit der Peitsche war ebenfalls verschwunden. Eine normale Landschaft lag vor uns.

Fast überdeutlich vernahm ich das Surren des Projektors, das dann aber von der Stimme des Ornithologen übertönt wurde.

»Nun, Mr. Sinclair, habe ich zuviel versprochen?«

Ich starrte auf die Leinwand, wo das letzte Bild plötzlich zusammensackte.

»Nein«, sagte ich, »das haben Sie nicht.«

Dr. Barrows schaltete das Licht ein.

***

Ich blieb noch für eine Weile starr auf dem Stuhl sitzen. Nicht nur meine Handflächen waren schweißfeucht geworden, auch auf meiner Stirn klebte die Schicht. Ich wischte sie mit dem Handrücken weg und reinigte die Haut an einem Taschentuch.

Barrows kam zu mir. Er ging langsam, ein wenig schwerfällig. Als ich meinen Kopf drehte, sah ich, daß er den Blick zu Boden gesenkt hatte.

Rechts neben mir ließ er sich nieder und hob die Schultern. »Glauben Sie mir, Mr. Sinclair, ich habe für dieses Phänomen keine Erklärung. Das ist alles so seltsam…«

Ich runzelte die Stirn. »Es sah mir nach einer Doppelbelichtung aus.«

»Klar, daran habe ich auch gedacht. Aber wie war das möglich? Es war niemand in der Nähe, der einen weiteren Film gedreht hätte. Nein, das Phänomen ist für mich unerklärlich, wenn ich ehrlich sein soll. Oder können Sie etwas dazu sagen?«

»Noch nicht.«

»Die beiden Personen passen einfach nicht auf den Film«, sagte er und stand auf. »Ich hole einen Schluck zu trinken.«

Automatisch nickte ich, während ich mich weiterhin meinen Gedanken hingab.

Was ich in den letzten Minuten erlebt hatte, war wirklich unerklärlich und phänomenal. Okay, ein Streifen war in der Jetztzeit, der Gegenwart, gedreht worden. Wie konnte es aber möglich sein, daß sich noch ein zweiter Film zeigte?

Das sollte verstehen, wer wollte, ich konnte mir darauf keinen Reim machen.

Wie also war es zu erklären? Ich ging erst einmal davon aus, daß ich auf der Leinwand Szenen gesehen hatte, die sich in der fernen Vergangenheit abspielten. Dort mußte dieser Vorfall geschehen sein, wenigstens deutete die Kleidung der Menschen darauf hin.

Ich hörte die Schritte des Wissenschaftlers. Er kehrte zurück, setzte sich wieder neben mich und schenkte Saft in zwei Gläser ein. Eins reichte er mir mit den Worten: »Haben Sie sich schon eine Lösung überlegt, Mr. Sinclair?«

»Tut mir leid.«

Er nickte, bevor er trank. »Das habe ich mir bereits gedacht. Es ist unerklärlich. Ich sprach mit einem Kollegen über dieses Phänomen. Der wußte sich auch keinen Rat, schlug mir schließlich vor, mich einmal mit Sir James Powell in Verbindung zu setzen. Das habe ich getan. Den Erfolg sehen Sie ja.«

Ich nickte. »Wo haben Sie diese Aufnahmen eigentlich gedreht?« wollte ich wissen.

»In Mittelengland.«

»Hatten Sie einen Grund?«

»Klar. Dort ist die Natur noch einigermaßen in Ordnung. Ich beschäftige mich mit der Ornithologie, wie Sie ja wissen. Gerade im Frühjahr gibt es interessante Dinge zu beobachten.«

»Das habe ich gesehen«, erwiderte ich ein wenig doppelsinnig.

»Nur keine allmählich erblühende Natur, sondern einen grausamen Mord«, sagte der Wissenschaftler.

Ich trank einen Schluck Wasser. Noch immer dachte ich über das Phänomen nach. Deutlich sah ich den Mann mit der Peitsche vor mir. Der Kleidung nach gehörte er in eine andere Zeit. In die Zeit der Verfolgung des Hexenwahns, so jedenfalls mußte ich die Szene deuten.

»Ich habe keine Erklärung«, gab Dr. Barrows ehrlich zu. »Es ist von mir nichts getürkt worden, und auch eine Doppelbelichtung kann ich mir nicht vorstellen, obwohl es so etwas Ähnliches ja war.«

»Wissen Sie etwas über die Gegend?« fragte ich.

»Meinen Sie Blackmoor?«

»Ja.«

Er winkte ab. »Da fragen Sie mich was. Es ist grauenhaft, Blackmoor kann man mit normalen Dingen überhaupt nicht messen. Das ist wirklich keine Gegend, um Urlaub zu machen. Da wird man

schwermütig, wenn man dort nicht geboren ist. Anders verhält es sich mit mir. Ich liebe das Moor, seine feuchte Fläche, die noch so unberührt ist. Hier können sich die Vögel und Insekten frei entfalten, sie brauchen keine Angst vor den Menschen zu haben, die ihren Lebensraum trockenlegen wollen.«

»Geschieht das nicht?«

»Nein. Dafür haben die Naturschützer gesorgt. Blackmoor soll erhalten bleiben.«

»Und wem gehört das Schloß?«

»Ach, Sie meinen den alten, halb zerstörten Bau?« Dr. Barrows lachte. »Ja, das ist auch so eine Geschichte. Vielleicht würde es heute noch stehen, wie es früher einmal gewesen ist, aber dann hat ein Brand alles vernichtet. Deshalb stehen nur noch die rußgeschwärzten Außenmauern. Zudem passen sie irgendwie in die Gegend.«

»Waren Sie schon mal drin?«

»Ja, das war ich in der Tat. Ungemütlich, kann ich Ihnen sagen. Richtig ungemütlich. Der Wind pfeift um die kahlen Mauerreste. Da ist nichts, was einen hält. Ich bin einmal in die Keller hinabgestiegen. Schlimm, kann ich Ihnen sagen. Unheimliche Gewölbe, manchmal sogar eingestürzt…«

»Jetzt brauchte ich nur noch die genaue Lage«, sagte ich.

»Wollen Sie hin?« Überrascht schaute mich Dr. Barrows an.

Ich lachte. »Was dachten Sie denn? Erst erwecken Sie meine Neugier, dann wundern Sie sich. Nein, diesem Phänomen gehe ich auf den Grund, darauf können Sie sich verlassen.«

Er grinste verschmitzt. »Eigentlich hatte ich nichts anderes von Ihnen erwartet, aber nach dem Film war ich mir nicht mehr so sicher, wissen Sie. Er war verdammt unheimlich.«

»Das können Sie laut sagen.«

Plötzlich schnickte er mit den Fingern, als hätte er einen besonders guten Einfall gehabt. »Da ist noch etwas. Ich besitze von der Gegend ausgezeichnetes Kartenmaterial. Wenn ich Ihnen damit behiflich sein soll, sagen Sie es.«

»Das wäre gut.«

Dr. Barrows stand auf. »Kommen Sie, Mr. Sinclair, ich werde sehen, was sich machen läßt.«

Wir verließen den Vorführraum, gingen durch die finstere Dunkelkammer und gelangten in das mit Fachbüchern vollgestopfte Arbeitszimmer des Ornithologen.

Der Schreibtisch stand vor dem Fenster. Dr. Barrows bückte sich und suchte in einer der zahlreichen Schubladen herum. Schließlich fand er das, was er gesucht hatte. Das Kartenmaterial befand sich in einer Klarsichtmappe, die er mir überreichte.

»So, da finden Sie alles.« Er schaute zu mir hoch. »Wann wollen Sie

los?«

»So schnell wie möglich. Gibt es in der Nähe auch ein Dorf?«

»Ja, Blackmoor. Ein Ort wie am Ende der Welt. Die Menschen sind sehr eigen, kann ich Ihnen sagen. Ich bin schon mehr als ein Dutzend Mal dagewesen, aber Kontakte habe ich zur Bevölkerung bisher nicht knüpfen können. Die Leute sind mehr als komisch.«

»Wir werden sehen.«

»Und noch eins«, sagte der Mann, wobei er warnend seinen rechten Zeigefinger hob. »Wenn Sie schon da sind, tun Sie mir einen Gefallen, vertreiben Sie mir bitte nicht die Vögel.«

»Keine Sorge, ich werde schon achtgeben.«

Dr. Barrows brachte mich noch bis zur Tür. Er redete ununterbrochen, diesmal allerdings von seinen Vögeln und davon, wie wertvoll sie für die Natur waren.

Am Wagen verabschiedete ich mich von ihm. »Wenn Sie Erfolg haben, Mr. Sinclair, lassen Sie es mich wissen.«

Ich nickte. »Sie werden der erste sein, Doktor.«

»Danke, und viel Glück.«

Das konnte ich wirklich brauchen. Der Bentley würde mal wieder eine kleine Reise machen müssen. Es tat dem alten Schätzchen ganz gut, mal ausgefahren zu werden.

Allein wollte ich nicht in die Gegend. Suko mußte mit. Der Freund empfing mich auch gleich mit der Frage, wie es denn gewesen sei.

Ich hockte mich auf die Kante meines Schreibtisches. »Wir werden ins Moor fahren.«

»Ist was dran?«

»Höchstwahrscheinlich«, erwiderte ich und griff zum Telefon, um meinen Chef zu informieren, während Suko sagte: »Allmählich komme ich mir vor wie ein Vertreter.«

»Die platte Nase hast du ja schon«, bemerkte ich.

»Wieso?«

Ich hatte noch nicht gewählt und sagte: »Weißt du denn nicht, daß die Vertreter platte Nasen haben?«

»Ist mir neu. Weshalb?«

»Weil ihnen die Türen so oft vor der Nase zugeschlagen werden, mein Lieber…«

***

Der Wagen war klein und für die Schlaglöcher der Wegstrecke viel zu hart gefedert, aber das störte die beiden Personen, die in ihm saßen, nicht.

Sie mußten die Strecke fahren, denn sie hatten eine wichtige Aufgabe zu erledigen.

Es waren zwei Frauen, die in dem Spitfire hockten. Er war dunkel

wie die Landschaft, die sie umgab. Man hätte meinen können, eine gewaltige Decke wäre über das Moor gehängt worden, die nur ein Loch hatte, durch das bleich und fahl ein fast voller Mond schimmerte.

Natürlich hätten sie auch auf eine andere Art und Weise an ihr Ziel gelangen können, aber das wollten sie nicht. Sie gaben sich bewußt harmlos.

Dabei waren sie brandgefährlich!

Als Töchter der Hölle oder Sklavinnen des Satans konnte man die beiden bezeichnen.

Frauen, deren Schönheit einen Mann blenden und ihn gleichzeitig vernichten konnte.

Und sie hielten zusammen wie Pech und Schwefel, denn die eine war die Dienerin der anderen.

Wenn von diesen beiden Personen die Rede war, konnte es sich nur um Wikka und Jane Collins handeln. In der Tat waren sie es, die durch die einsame Gegend fuhren, um zu ihrem Ziel zu gelangen. Es lag mitten im Moor, nicht mehr allzuweit entfernt, und in dieser Nacht wollten sie das Rätsel lösen, dessentwegen sie hier waren.

Die Frau auf dem Beifahrersitz saß dort wie eine Statue. Ihr langes schwarzes Haar fiel zu beiden Seiten des Kopfes bis auf die Schultern und zeigte einen Mittelscheitel, der eine ziemlich hohe Stirn freigab. Die bot Platz genug für zwei kleine Schlangen, die bei bestimmten Gelegenheiten aus der Stirn wuchsen und sich in höllisch gefährliche Waffen verwandeln konnten.

Diese Schlangen verbanden Wikka mit dem Teufel, dessen Dienerin sie war. Gleichzeitig war sie aber auch die Königin der Hexen. Sie war die stärkste und mächtigste unter ihnen, und sie wollte, daß sämtliche Hexen auf der Erde nur ihr gehorchten. Unter ihrer Führung mußten sie zusammengefaßt werden, damit man dem Teufel einen günstigen Startplatz gab.

Neben Wikka saß Jane Collins, die das Lenkrad mit beiden Händen festhielt, damit es ihr bei den Unebenheiten des Bodens nicht aus den Händen tanzte.

Jane, ehemalige Detektivin, stand voll und ganz unter dem Bann der Oberhexe Wikka. Sie war ihr hörig, sie würde alles tun, was sie verlangte, und sie hatte es schon getan.

An ihr früheres Leben dachte sie nicht mehr, sie hatte es kurzerhand verdrängt, für sie zählten nur die Gegenwart und die Kräfte, die sie jetzt besaß.

Natürlich schloß sie Wikka in den Kreislauf der Dankbarkeit mit ein. Sie hatte sich ihrer angenommen, als der Geist des toten Rippers in Janes Körper gefahren war.

Er hockte noch immer darin und verstärkte das Böse.

Jane Collins war eine gelehrige Schülerin gewesen. So hatte sie sich von Wikka in manches Geheimnis der Hexenkunst einweihen lassen und wendete ihr Wissen auch an.

Sie konnten urplötzlich zuschlagen und ebensoschnell wieder verschwinden. Aber auch harmlos gaben sie sich gern, wie jetzt, wo sie durch die einsame Moorlandschaft fuhren und einen regelrecht ängstlichen Eindruck erweckten.

Der Weg war durch keine Leitplanke gesichert. Es gab auch keinen Mittelstreifen.

Gespenstisch sah die Landschaft aus. Zu beiden Seiten des Pfades breitete sich das Moor aus. Ein sehr flaches Moor, ohne irgendwelche Baumgerippe, sondern nur mit hartem, zähem Gras bewachsen, das manch gefährliche Tümpellöcher verbarg.

Wie in den Nächten üblich, wenn die Temperatur gesunken war, bildeten sich über dem Moor lange Dunstschleier. Lautlos strichen sie auf der Fläche entlang, erinnerten an die Seelen uralter Geister und drehten sich zu makabren Tänzen, wenn der Wind zwischen sie fuhr und sie bewegte.

Die schaurige Szenerie, die den meisten Menschen Furcht eingeflößt hätte, ließ die beiden Hexen kalt. Sie fürchteten sich davor nicht, ihre Gedanken drehten sich um ganz andere Dinge.

Um den Tod ihrer Artgenossinnen!

Länger konnte Wikka es auf keinen Fall hinnehmen, daß Hexen getötet wurden. Irgend jemand machte Jagd auf die Teufelsdienerinnen, und er tat dies mit einer nahezu grausamen Perfektion. Er tötete eiskalt. Wikka hatte während einer magischen Beschwörung die Todesschreie ihrer Freundinnen vernommen.

Und nicht nur einmal.

In den Nächten hatte sie die Schreie immer wieder gehört. Wikka war wild geworden, sie hatte alle Kräfte eingesetzt, um erfahren zu können, woher die Schreie kamen, denn sie wußte genau, daß diejenigen, die geschrien hatten, nicht mehr lebten.

Der Tod griff nach ihnen.

Und dann war es soweit. Eines Nachts, als sie die Schreie abermals vernahm, beschwor sie das magische Hexendreieck. Diesmal hatte sie Erfolg. Das Dreieck zeigte ihr, wo sie den Übeltäter finden konnte.

Allerdings wußte sie nicht, wer er war. Sie hatte zuerst an ihren Erzfeind John Sinclair gedacht, doch der konnte es nicht sein, denn er befand sich nicht in London, wie sie erfuhr.

Ein anderer tötete ihre Schwestern!

Er mußte sehr stark sein, denn Wikka kannte die Kraft der Hexen. Sie ließen sich nicht so einfach unterkriegen. Auch sie kannten einen gefährlichen Zauber, mit dem sie ihre Gegner ausschalteten.

Bis aufs Blut quälte der andere sie, und Wikka hatte sich

vorgenommen, ihn so grausam zu vernichten, daß es für alle anderen, die ihm folgen wollten, eine Lehre sein sollte.
Sie ließ sich so etwas nicht gefallen.
Blackmoor!
Der Name hatte innerhalb des Hexendreiecks gezittert. In blutroter Schrift sogar, wie es einer Hexe würdig war. Natürlich hatte sich Wikka genau erkundigt, was es mit Blackmoor auf sich hatte, und sie fand heraus, daß dieses Gebiet in Mittelengland lag und bis auf wenige Dörfer völlig ausgestorben war.
Die alte Ruine des Schlosses Blackmoor war noch vorhanden. Ihre geschwärzten Mauern standen im Sumpfgebiet, und von ihnen ging das Grauen aus.
Wikka hatte darauf verzichtet, direkt in das Zentrum zu springen. Sie wollte abwarten, beobachten, lauern, denn vielleicht lief der andere selbst in die Falle.
Noch war nichts zu sehen. Düster lag die flache Landschaft vor ihnen. Vom Himmel schien der Mond, ein paar Sterne funkelten wie vergessene Diamanten, die Nebelschleier drehten sich manchmal über dem Weg und verfingen sich in den eingeschalteten Lichtstrahlen der beiden Scheinwerfer.
Wikka und Jane hatten sich entschlossen, zum alten Schloß zu fahren. Die Zufahrt bestand noch immer. Dort wollten sie dann auf den anderen lauern. Und wenn er erschien, sollte er sein blaues Wunder erleben.
Der Tod war ihm sicher!
»Du mußt achtgeben, Jane, wir müssen bald die schmale Abzweigung erreichen.«
»Die zum Schloß führt?«
»Ja.«
»Werden wir ihn dort finden?«
»Ich hoffe es, denn ich will ihn vernichten!« Während dieser Worte sprühten Funken von den Lippen der Hexe.
»Wer kann es nur sein?«
»Das wußte nicht einmal der Teufel«, erwiderte Wikka. »Jemand, der uns hassen muß. Vielleicht ein Hexentöter aus der Vergangenheit. Möglich ist alles.«
Jane nickte. Auch sie hatte es während ihrer Zeit bei Wikka gelernt zu hassen. War sie es früher gewesen, die den Geschöpfen der Finsternis den Kampf angesagt hatte, so zählte dies nicht mehr. Jetzt waren die Schwarzblüter ihre Freunde, und sie haßte nun diejenigen, die sie bekämpften.
Auch John Sinclair gehörte dazu.
Irgendwann einmal wollte sie ihn töten…
Als sie an den Geisterjäger dachte, verzog sich ihr Gesicht. Das

Lächeln wirkte böse und gemein.

»Was hast du?« fragte Wikka.

»Ich dachte an Sinclair.«

»Und?«

»Er muß auch irgendwann verschwinden. Trotz allem wird Sinclair zu mächtig, weil wir es nicht schaffen, uns zu organisieren. Wir bekämpfen uns gegenseitig, das hast du ja schließlich erlebt. Nicht einmal gegen die Magie der Frühzeit konnten wir uns vereinigen. Lady X tanzte aus der Reihe und wollte ihren eigenen Weg gehen.«

»Die Quittung hat sie ja erhalten«, erwiderte Wikka kalt.

»Ja, das stimmt!« [1]

Nach diesen Worten schlief die Unterhaltung ein. Beide wußten, daß der kleine Ort Blackmoor existierte. Dort aber wollten sie nicht hin, sondern direkt ins Zentrum.

Mit ihrem sicheren Instinkt hatte Wikka erkannt, daß die alte ausgebrannte Burg eine besondere Rolle spielte. Ihr magisches Hexendreieck hatte auf sie hingewiesen. In dem Gemäuer, vielleicht auch in den noch vorhandenen düsteren Gewölben, mußte sich irgend etwas tun. Eine starke Magie hatte sich dort eingenistet, und sie wollte Wikka bekämpfen.

Der kleine Wagen schaukelte weiter und erreichte die Abzweigung, die zur Burg führte.

Jane Collins lenkte den Wagen hinein.

Im auf- und niedertanzenden Licht des hellen Scheinwerferteppichs sah sie Sträucher und hohes Gras, das durch die stetigen Berührungen des Lichts wie mit Leben erfüllt wirkte.

Überall schienen geheimnisvolle Geister und Dämonen zu lauern, die nur darauf aus waren, andere in Fallen zu locken. Die Gegend oder Umgebung bereitete den beiden Hexen keine Sorgen. Der Weg war viel schlimmer. Nicht nur Schlaglöcher machten ihnen zu schaffen, der Untergrund selbst war glitschig und feucht, manchmal sehr tief, so daß die Reifen Mühe hatten, sich wieder freizuwühlen, wenn sie einmal für kurze Zeit steckenblieben.

Irgendwie schaffte es Jane dennoch, den Wagen auf der Bahn zu halten. Sie war eine routinierte Autofahrerin.

Und dann sahen sie ihr Ziel.

Die unheimliche Schloßruine lag vor ihnen.

Da der Mond direkt über ihr zu stehen schien, hoben sich die Umrisse der ausgebrannten Ruine scharf ab.

Sie entdeckten aber auch die dunkle, an manchen Stellen geheimnisvoll schimmernde Fläche, die vor dem Schloß lag. Es war das Moor, der Sumpf, der alles fraß, was sich in seine Nähe wagte. Wer einmal in ihm steckte, war für alle Zeiten verloren.

Im ersten Moment sah es so aus, als würde der schmale Pfad mitten

durch den schwarzen, tückischen Sumpf verlaufen. Ein Irrtum, wie die beiden Hexen beruhigt feststellten. Der Weg beschrieb einen Bogen und wurde sogar zu einem Damm, als er am Rand des Moors entlanglief. Den Damm hatten Menschen angelegt. Die schmutzigen Reifen des Spitfire rumpelten über Bohlen.

Waren sie vorhin noch gekrochen, so konnten sie jetzt die Geschwindigkeit erhöhen. Sie näherten sich dem Ziel immer schneller.

Die Bohlen verschwanden. Es war so, als würde der Wagen über eine feuchte Wiese fahren, über der Nebelschleier tanzten.

Die alte Ruine bot ein schauriges Bild. Beim Näherkommen erkannten beide, daß die schwarzen Mauern einen seltsamen Glanz hatten, als wären die Steine mit Öl eingerieben worden. Die Ruine hatte die Form einer Pyramide. Ganz oben ragte ein Turm mit einer Zinne auf der Krone hervor. Er war größer als die anderen kleinen Türme, die in einer seltsam stufenförmigen Anordnung an beiden Seiten in die Höhe wuchsen. Eine wirklich außergewöhnliche Burg. Ein Gemäuer, um das sich zahlreiche Geheimnisse und Legenden rankten, denn dieser Platz, das wußten Wikka und Jane, war als schwarzmagischer Ort lange Zeit verrufen gewesen.

Als eine Wolke vor den Mond trieb, wurde es noch dunkler. Jetzt brauchten sie wirklich die Scheinwerfer, um sich orientieren zu können.

Dann stoppten sie.

Wikka nickte und stieß Jane Collins an. »Los, wir wollen nicht mehr länger warten, sondern uns die Burg einmal genau ansehen.«

Die Frauen verließen den Wagen und drückten die Türen sacht ins Schloß.

Zu beiden Seiten des Spitfire blieben sie stehen, um all die sie umgebenden Strömungen erst einmal in sich aufzunehmen. Der Wind kam von vorn, fuhr in ihre Haare und wehte einmal die dunklen und zum zweiten die hellen nach hinten, wo sie sich wie lange Fahnen aufblähten.

Stumm schauten sie auf das Schloß. Jane und Wikka sahen nicht aus wie Hexen. Sie waren dunkel, aber normal gekleidet, trugen lange Hosen und Pullover.

»Ich spüre es«, sagte Wikka nach einer Weile, ohne die Lippen zu bewegen. »Hier lauert etwas.«

Jane drehte den Kopf. Über das Dach des Spitfire hinweg blickte sie ihre Lehrerin an. »Wer lauert?«

»Der andere.«

»Kannst du herausfinden, wer er ist?«

Wikka schüttelte den Kopf. »Nein, aber er ist hier. Ich spüre seine Ausstrahlung, sie weist auf das Schloß hin.«

»Dann laß uns gehen!«

Wikka kümmerte sich nicht um Janes Aufforderung. Sie hob plötzlich den linken Arm und streckte ihren Zeigefinger aus. Dabei deutete sie in die Dunstschwaden hinein. »Da oben brennt ein Licht«, flüsterte sie. »Schau genau hin, Jane, dicht unter dem höchsten Turm.«

Jane ging einen Schritt vor. Besser konnte sie dadurch auch nicht sehen, stellte jedoch fest, daß sich Wikka nicht getäuscht hatte. Innerhalb der Ruine schimmerte tatsächlich Licht. Es flackerte rötlich gelb und wrar durch die Fensteröffnung scharf abgegrenzt.

Stille umgab die beiden Hexen. Selbst die Geräusche des Sumpfs schienen eingeschlafen zu sein. Es war eine Gänsehaut-Ruhe. Nur die Dunstschleier wehten lautlos über den Sumpf und streichelten die alten Mauern der Ruine.

»Wir werden nachsehen«, sagte Wikka mit gedehnter Stimme. »Wir werden genau nachschauen, darauf kannst du dich verlassen. Wenn er sich dort oben aufhält, packen wir ihn.«

Diese Sätze waren für die beiden Hexen das Startsignal. Sie gingen los und hatten zuerst Mühe, ihre Füße aus dem weichen Boden zu ziehen, der die Beine festhalten wollte.

Sie nahmen bewußt einen normalen Weg, ließen ihre Hexenkräfte ruhen und betraten hintereinander das alte, unheimliche Gemäuer von Schloß Blackmoor…

***

Nach einer wahren Horrorfahrt hatten wir Blackmoor erreicht.

Wir waren zwar nicht direkt durch das Moor gefahren, sondern hatten es nur am Rande gestreift, doch das, was wir in der Dämmerung gesehen hatten, reichte aus, um einen eigentlich fröhlichen Menschen trübsinnig werden zu lassen.

Diese Gegend war einfach unheimlich!

Sie hätte eine vorzügliche Kulisse für einen Gruselfilm abgegeben. Da brauchte man überhaupt nichts zu verändern, die abgestorbene Natur sorgte sowieso dafür. Und etwas stach uns besonders ins Auge.

Es waren die schwarzen Vögel, die uns fast bis in den Ort begleiteten. Raben und Krähen, die mit träge wirkenden Flügelschlägen über unseren Wagen hinweghuschten und manchmal sogar vor der Frontscheibe des langsam fahrenden Bentley herhuschten und in das Innere starrten, als wollten sie uns hypnotisieren.

Raben und Krähen waren normale Vögel. Ich hatte beileibe nichts gegen sie, nur waren sie mir seit dem Brocken in unangenehmer Erinnerung geblieben. Dort hatte ich Raben und Krähen als verwandelte Hexen kennengelernt. [2]

Die Vögel flogen tatsächlich nur mit bis Blackmoor, dann verschwanden sie in der Weite des grauen Himmels, der über der Moorlandschaft lag.

Blackmoor!
Dr. Barrows hatte wirklich nicht zuviel versprochen.
Das war kein normales Dorf. Blackmoor konnte man als eine Ansammlung von Häusern bezeichnen, über der irgendwie noch den Hauch des Mittelalters lag. Ich fragte mich, ob es hier überhaupt Strom gab. Eine Fernsehantenne entdeckte ich auf keinem Dach.
»Das ist noch schlimmer als in Dartmoor«, murmelte Suko, der das berühmte Zuchthaus ebenso wie ich kannte.
Und damit hatte Suko ein wahres Wort gesprochen. Nur gut, daß wir noch an der letzten Tankstelle Sprit aufgenommen hatten, denn eine Zapfsäule gab es hier nicht, dafür einen breiten Weg, der nicht einmal Pflaster aufwies.
Im Winter und bei Regen wurde er sicherlich zu einer einzigen Schlammbahn.
Menschen sahen wir nicht.
Und dies, obwohl das Wetter sich eigentlich von seiner guten Seite zeigte. Zwar etwas aprilkühl, ansonsten jedoch nicht so, daß es Leute von der Straße fernhielt.
»Ein Geisterdorf«, sprach Suko das aus, was ich dachte.
Ich schwieg. Nach einem Parkplatz brauchte ich nicht lange zu suchen. Ich stellte den Wagen vor einem alten Schuppen ab, ließ den Motor auslaufen und drückte die Tür auf.
Auch Suko verließ den Bentley.
Erst jetzt, als wir im Freien standen, merkten wir, welch eine seltsame Luft uns umgab. Sie war mit der einer Großstadt nicht zu vergleichen, auch nicht mit normaler Landluft, diese Luft roch faul und modrig.
Der Sumpf strahlte sie ab. Ihm mußte sie Tribut zollen. Ein kühler Wind fiel in den Ort. Ich schaute nach Westen, hatte über eine Wiese hinweg freie Sicht und sah in der Ferne die Umrisse einer Burg.
»Da ist das Schloß«, sagte ich zu Suko.
Mein Partner drehte sich um. »Sieht ziemlich bedrohlich aus«, bemerkte er.
»Das scheint es auch zu sein«, erwiderte ich, stemmte die Hände in die Hüften und riskierte noch einen Rundblick.
Das Dorf blieb menschenleer. Keine Spur von Leben. Nicht mal ein streunender Köter lief umher. Es war kaum zu fassen, und ich schüttelte den Kopf. Ich fühlte mich wie in eine andere Dimension verschlagen, das jedoch stimmte nicht. Wir befanden uns mitten in England, nur eben ein wenig in der Zeit versetzt.
»Dann laß uns mal gehen«, sagte Suko, setzte seinen Fuß vor und blieb sofort stehen, weil er meinen erstaunten Blick bemerkte.
»Was ist los, John?«
Ich schüttelte den Kopf. »Eigentlich nichts, nur deine Stimme. Sie

klingt sehr seltsam.«
»Wie denn?«
»Irgendwie hallend.«
Suko sagte etwas und schüttelte den Kopf. »Du mußt dich irren, Alter, wirklich.«
»Vielleicht.« Ich hob die Schultern. Sukos Worte hatten mich nicht überzeugt. Ich war nach wie vor der Ansicht, daß seine Stimme keinen normalen Klang mehr hatte.
Nebeneinander schritten wir die Straße hinab. Als Straße will ich den Weg mal bezeichnen, der zu beiden Seiten von sehr alten Häusern gesäumt wurde.
Sie alle machten einen sehr baufälligen Eindruck auf uns. Die Fenster waren zum Teil so schmal, daß nicht einmal zwei Menschen aus ihnen schauen konnten, ohne sich zu berühren.
Ich trat an eine Hauswand heran und wischte mit dem Handrücken ein wenig Schmutz von der Scheibe. Dabei erkannte ich, daß es sich um sehr dickes Fensterglas handelte, das außerdem nicht sehr glatt war, sondern leicht wellig, wie ich selbst mit dem bloßen Auge erkennen konnte.
Diese Scheiben stellte man heute nicht mehr her…
»Siehst du was?« Suko war dicht hinter mich getreten und hatte die Frage gestellt.
»Ja, eine Wohnungseinrichtung. Einen Tisch, ein Bett, Stühle, noch ein Bett, einen alten Schrank…«
»Keine Lampe?«
»Doch. Das heißt, nein. Keine elektrische. Mehr eine Kerze und auch keine Petroleumleuchte.« Ich richtete mich wieder auf. »Verdammt, Suko, das verstehe ich nicht. Dieser komische Ort ist nicht nur seltsam, sondern auch unheimlich. Kannst du dir einen Reim darauf machen?«
»Noch nicht.«
»Ich auch nicht.« Leicht stieß ich meinen Partner an. »Laß uns weitergehen.«
»Denk an die Gasthäuser«, sagte Suko. »Da haben wir immer Informationen erhalten.«
»Dahin wollte ich.«
Suko hätte nicht in der Mehrzahl zu sprechen brauchen, denn Gasthäuser sahen wir nicht. Überhaupt gab es keine einzige Kneipe oder Pinte, jedenfalls wies nichts darauf hin, und wir entdeckten auch keine diesbezüglichen Schilder.
Ein Gebäude bestand aus stärkeren Holzbohlen als die anderen, es erregte unsere Aufmerksamkeit. Zwei Laternen schaukelten über der Bogentür. Die alten Scharniere bewegten sich knarrend im Wind, und die Geräusche hörten sich an, als würden zahlreiche Geister unter

unsäglichen Qualen leiden und stöhnen.

Mit der linken Hand stieß Suko die Tür auf. Wir gelangten in das, was man mit Mühe und Not als einen Schankraum bezeichnen konnte. Der Boden bestand aus festgestampfter Erde. Rohe Schemel und Tische erregten ebenso unsere Aufmerksamkeit wie die langen Bänke an den Wänden und die beiden großen Holzfässer auf der primitiven Theke. Wahrscheinlich enthielten sie Bier oder ähnliches. Getrunken allerdings wurde es nicht aus Gläsern, sondern aus Tonkrügen, die hinter der Theke an zahlreichen kleinen Holzstäben mit den Henkeln hingen.

Mitten im Raum blieben wir stehen. Suko schüttelte den Kopf, bevor er fragte: »Wo trinkt man denn heutzutage noch aus Tongefäßen?«

»Hier, das siehst du ja.«

Mein Freund verzog die Mundwinkel. »Ich weiß nicht so recht, John, ob ich dir da folgen kann. Mittlerweile habe ich das Gefühl, in einer anderen Zeit zu sein.«

Was Suko da ausgesprochen hatte, war fantastisch. Aber nicht unglaubwürdig, denn ich konnte mir gut vorstellen, daß wir eine Zeitbarriere überschritten hatten, ohne es zu merken.

Und gerade das machte mich stutzig.

Wie war es möglich, daß wir in einer anderen Zeit gelandet waren, ohne es zu merken?

Und wer trug die Verantwortung dafür?

»Du sagst ja nichts, John. Hat es dir die Sprache verschlagen?«

»Ein wenig schon«, gab ich zu. »Aber deine Idee ist nicht schlecht. Es paßt eigentlich alles. Die Häuser, die Einrichtung der Wohnungen, überhaupt das ganze Klima. Ich werde das Gefühl nicht los, daß wir uns in einem Dorf befinden, das schon im auslaufenden Mittelalter existiert hat. Mein lieber Freund, wenn das wahr ist…«

»Wo stecken dann die Menschen?« fragte Suko dazwischen und lauerte auf eine Antwort.

Die konnte ich ihm leider nicht geben.

»Wir müssen sie suchen.«

»Falls sie nicht das Dorf verlassen haben oder von der Pest dahingerafft worden sind.«

»Jetzt siehst du aber verdammt schwarz, mein Lieber.«

»Nein, ich sehe es realistisch«, erwiderte ich und ging an dem primitiven Tresen vorbei. Als ich dahinter schaute, sah ich die durch einen Vorhang abgedeckte Tür und sogar Fußspuren auf dem Boden. Er war hier mit Sägemehl bestreut. Die Füße hatten Abdrücke hinterlassen. So ausgestorben schien das Dorf also doch nicht zu sein.

Ich schob den Vorhang zur Seite und gelangte in eine Kammer. Düster war es, meine Nase nahm einen typischen Geruch auf. Es roch nach Speck und Schinken.

Hier wurde geräuchert.
Gleichzeitig hörte ich die ersten Geräusche. Das Fiepen und Kreischen kam mir sehr bekannt vor. Ratten meldeten sich auf diese Weise. Ich ging einen Schritt, konnte etwas besser sehen und erkannte, daß sich die aufgehängten Schinken und Würste bewegten. Sie pendelten hin und her. Von allein taten sie das nicht. Schuld daran trugen die Ratten, die sich, wie Fledermäuse an einer Decke, an den Schinken- und Wurststücken festgeklammert hatten.
Da die Tiere bei ihrer Mahlzeit gestört wurden, reagierten sie auch so erregt. Bei diesem Wirt hätte ich freiwillig kein Menü bestellt, das war sicher.
Rückwärtsgehend verließ ich die Kammer wieder.
»Ich habe sie schon gehört«, sagte Suko. »Ratten. Dann frage ich mich nur, ob die Menschen ihr Dorf den Ratten überlassen haben.«
»Laß uns weitersuchen.«
Ich stieß mit dem Fuß gegen einen Schemel.
»Hast du die Hoffnung noch immer nicht aufgegeben?«
»Nein. Aber ich will das Dorf durchsuchen, solange es noch hell ist.«
»Ja, das ist gut, okay.« Kopfschüttelnd trat ich hinaus. Wenn alles stimmte, waren wir mit dem Bentley tatsächlich in die Vergangenheit gefahren, ohne es zu merken.
Suko erwartete mich vor dem Haus. Er hatte sich schon umgesehen und auch einen Plan gebastelt. »Eigentlich müßten wir jedes Haus durchkämmen und bei den größeren anfangen. Hast du was dagegen?«
»Nein.«
Das Schicksal wollte es anders. Wir brauchten uns der Mühe nicht zu unterziehen, denn etwas lenkte uns ab.
Stimmen!
Nicht laut, aber vorhanden. Sie durchbrachen die geisterhafte Stille, die über dem Ort lag. Und sie waren so deutlich zu hören, daß wir sicherlich nicht lange zu suchen brauchten.
»Das ist hinter dem Gasthaus«, flüsterte ich.
Suko ging schon vor. Neben dem Haus führte ein schmaler Trampelpfad an der Wand entlang. Er endete auf einer Wiese, die von einem mehrmals zusammengebrochenen Holzzaun umfriedet war, über dessen Trümmern wir steigen mußten, und dann entdeckten wir ein schrägstehendes großes Gebäude aus Holz.
Es hatte ein spitzes Dach, aus dem dicht unter dem Giebel der Galgen eines Flaschenzuges hervorragte.
Er wirkte auf uns wie das Gerüst eines Henkers. Zudem baumelte eine sorgfältig geknüpfte Schlinge nach unten und wurde leicht vom Wind bewegt.
Das Haus sah aus wie eine Scheune und hatte eine große Doppeltür, die nicht völlig geschlossen war, so daß wir hinter ihr die Stimmen

vernehmen konnten.

Noch immer waren die Worte nicht zu verstehen, erst als wir uns mit sachten Schritten näherten, hörten wir, wie jemand das Wort Hexe sagte.

Gleichzeitig flogen einige schwarze Vögel in den grauen Himmel. Die Tiere hatten auf dem Dachbalken gehockt. Irgendein Ereignis hatte sie aufgeschreckt. Der Schwarm stob davon. Beide schauten wir ihm für einen Moment nach.

Schnell und lautlos überwanden wir den Rest der Strecke, standen an der Doppeltür und peilten durch den Spalt in das Innere der Scheune.

Es war zu düster, um etwas genauer erkennen zu können. Wir sahen jedoch die Rücken zahlreicher Männer und Frauen. Sie hatten die Köpfe vorgereckt und schauten auf irgend etwas, das wir bisher noch nicht sehen konnten.

War es die Hexe?

Nur ein wenig brauchten wir den Spalt zu vergrößern, um uns hindurchschieben zu können.

Mit kleinen Schritten drangen wir in die Scheune ein und wurden nicht bemerkt.

Die versammelten Menschen hatten nur Augen für die Vorgänge, die sich weiter im Hintergrund abspielten.

Einen weiteren Beweis dafür, daß wir uns in einer anderen Zeit befanden, erhielten wir, als wir einen Mann sprechen hörten. Er redete in einem Englisch, das heutzutage niemand mehr sprach. So gestelzt mit seltsamen Betonungen.

»Gib es zu, Hexe, daß Ihr es wart, die uns die Felder und das Getier vernichtet habt.«

»Nein, nein!« hörten wir vom Boden her die Antwort. »Ihr könnt mich foltern und geißeln, von mir werdet ihr kein Geständnis erpressen!«

»Dann wollt Ihr sterben?«

»Versucht es nur, ihr Narren. Versucht nur, mich umzubringen. Ihr werdet sehen, was Ihr davon habt, und ich fürchte mich auch nicht vor Mason Cordtland, dem Hexenwürger. Ich werde…«

Wir achteten nicht mehr auf die weiteren Worte, denn beide sahen wir ein, daß es für uns Zeit wurde, einzugreifen.

Eine Gasse fanden wir nicht, die jedoch würden wir uns schon schaffen. Suko und ich starteten zur selben Zeit. Und wir teilten auch die gleichen Stöße aus, die einige Gaffer von den Beinen holten, so daß wir uns Bahn brechen und freie Sicht hatten.

Jetzt sah ich auch den Sprecher.

Er war ein Hüne von Kerl, hatte rostrotes Haar und eine Bullengestalt und hielt mit beiden Händen den langen Griff einer Mistgabel umklammert, deren rostige Zinken dicht über einer fast nackten, am

Boden liegenden älteren Frau schwebten.
Natürlich war unser Weg nicht so einfach. Es gab einige, die sich gegen unsere Attacken wehrten, uns auch festhalten wollten. Doch wir konnten keine Rücksicht nehmen, wenn wir das Leben der Frau retten wollten.
Suko tat sich besonders hervor. Er schleuderte manchmal drei Gegner auf einmal zur Seite und wäre vor mir am Schauplatz des Geschehens gewesen.
Dann aber veränderte sich die Szene.
Das Gesicht des rothaarigen Mannes verzerrte sich plötzlich. Es wurde zu einer Grimasse der Wut. Nackter Haß sprühte aus seinen Augen, er schrie uns irgend etwas zu, brüllte einfach hinein in das Chaos. Die Frau am Boden versuchte noch, sich zur Seite zu rollen, und plötzlich wirkte sie seltsam durchsichtig.
Wie alle anderen auch.
Im selben Augenblick stieß der Rothaarige zu. Die zweckentfremdete Mordwaffe traf voll…

***

Ich sah noch das schrecklich Bild vor meinen Augen, glaubte, das Spritzen des Blutes zu sehen, die kleinen, roten Fontänen, doch da war nichts.
Nur der Aufprall.
Und der hatte sich gewaschen. Ich knallte frontal gegen einen abgestellten Traktor, wobei meine Stirn nicht verschont wurde. Für einen Moment sah ich Sterne, taumelte zurück und hörte Suko fluchen.
Auch er lag am Boden. Ein von der Decke herabwachsender Pfosten war ihm im Weg gewesen.
Suko saß da, hielt sich die Schulter und schüttelte den Kopf. Dann fing er an zu grinsen, tippte gegen seine Stirn und sagte: »Ich wußte gar nicht, daß sie im ausgehenden Mittelalter schon Trecker gefahren sind.«
Ich rieb meine allmählich anwachsende Beule. »Das war mir bisher auch unbekannt.«
»Und jetzt?«
Eine gute Frage, wie ich zugeben mußte. Aber eine verdammt schwere, denn es war nicht leicht, die Antwort zu geben. Was sollten wir tun? Wir waren plötzlich aus der Vergangenheit heraus und wieder in die Gegenwart geschleudert worden.
Es war früher Abend, denn die Dämmerung erreichte allmählich auch das kleine Dorf Blackmoor.
Ich streckte Suko meine Hand hin und half ihm auf die Füße. »Das verstehe, wer will«, flüsterte er, »ich jedenfalls nicht.«

»Und ich auch nicht«, gab ich zu.

Der Trecker war nicht der einzige Gegenstand, der in der Scheune aufbewahrt wurde. Wir sahen noch einen zweiten, erkannten eine Egge und rechts von der Tür einen großen Mähdrescher.

Mein Partner nahm die ganze Sache mit Humor. »Ich bin mal gespannt, ob die immer noch kein elektrisches Licht haben, John. Los, laß uns nachschauen!«

Das taten wir und verließen so rasch wie möglich die Scheune. Vor ihr befand sich keine Wiese mehr, sondern ein freier Platz. Wir schauten an der Torseite des Gebäudes hoch.

Da hatte sich schon einiges verändert. Die Scheune sah jetzt wesentlich stabiler aus. Nur der alte Galgen hing nach wie vor unter dem Dachfirst.

»He, was machen Sie denn hier?«

Hinter mir erklang eine kratzige Stimme, und als wir uns umdrehten, sahen wir einen alten Mann, der auf der Schwelle einer offenstehenden Hintertür stand. Wie zum Hohn hielt er in der rechten Hand eine Mistgabel.

»Wir wollten uns hier mal umschauen«, erklärte ich im Näherkommen.

Die Augen unter seinen weißgrauen Brauen zogen sich zusammen. »Schnüffler aus der Stadt, wie?«

»Haben Sie hier etwas zu verbergen?«

Eine Antwort auf die Frage erhielten wir nicht, denn der Alte verschwand vom Fenster und tauchte in das Innere des Hauses, wobei wir noch seine Stimme hörten. Er rief nach einem Mann namens Rodney.

Wir waren inzwischen ein paar Schritte vorgegangen, als Rodney erschien. Er hielt zwar keine Mistgabel in der Hand, doch unbewaffnet war er nicht. Rodney trug ein Gewehr, und er sah verdammt entschlossen aus. Wir hatten das Gefühl, als wollte er die Waffe benutzen.

War es Zufall, daß er rötlich schimmerndes Haar hatte? Es leuchtete in derselben Farbe wie das des Mannes, den ich als den Mörder der Frau gesehen hatte.

»Wo kommen Sie her?« fragte er uns.

»Aus dem Stall«, erwiderte ich wahrheitsgemäß.

Rodney stand kurz vor der Explosion. Diese Antwort hatte ihn sauer gestimmt. »Von meinem Vater habe ich gehört, daß ihr zwei Schnüffler seid. Was habt ihr hier zu suchen?«

»Wo können wir in Ruhe reden?« fragte ich.

»Sagt mir alles.«

»Gibt es hier einen Polizisten?« wollte ich wissen.

»Nein, so etwas erledigen wir allein.«

Das sah mir alles gar nicht gut aus. Ich schaute einigen Raben nach, die in die Lüfte stiegen und dabei krächzten, so daß ich das Gefühl hatte, sie würden uns auslachen.

»Wer ist dann verantwortlich für alles hier?« erkundigte ich mich. »Einer muß doch das Sagen haben.«

Der Rothaarige nickte. »Das stimmt. Das ist Cordtland.«

Ich verkniff mir einen überraschten Pfiff. Den Namen Cordtland hatte ich vor kurzem erst gehört. So war doch einer von der Frau genannt worden. Ja, sie hatte den Namen Cordtland ausgesprochen. Das war in der Vergangenheit gewesen, und nun hörte ich ihn wieder.

Zufall?

Wahrscheinlich nicht. Der Name hatte sich innerhalb des Dorfes gehalten. Wer hier einmal wohnte, ging nicht weg. Die Familien vermehrten sich, und bei ihnen spielte Zeit keine Rolle. Die Namen blieben eben.

»Wo kann ich ihn sprechen?«

»Nirgendwo.« Der Rothaarige schüttelte den Kopf. »Cordtland hat nicht für jeden hergelaufenen Strolch Zeit. Ihr seid Strolche und Lumpenpack. Ich werde euch schon zeigen, wo es langgeht. Aus dem Schuppen seid ihr gekommen, nicht? Da werdet ihr auch wieder hineingehen. Ich sperre euch so lange ein, bis ihr mir gesagt habt, was ihr wirklich in unserem Dorf wollt. Wenn nicht, werfen wir euch in den Sumpf.«

»Reizend«, sagte Suko.

»Wie?«

»Ich sagte reizend, mein kleiner roter Teufel!«

Der Kerl holte tief Luft. Sein Vater fing auch noch an zu schreien. »Laß dir das nicht gefallen, Rodney, auf keinen Fall!«

Rod schüttelte den Kopf. Er stürmte drei Schritte vor, und genau das hatte Suko gewollt.

Mit der Fußspitze kickte er vor sich in den Boden. Im nächsten Augenblick hechtete mein Freund zur Seite, diesem Rodney jedoch flogen zahlreiche kleine Steine und Dreckklumpen entgegen, und das Zeug traf ihn genau ins Gesicht.

In einem Reflex drückte er ab. Die Kugel traf nicht Suko, sondern die Wand des Schuppens hinter uns. Zu einem zweiten Schuß hatte er keine Gelegenheit mehr. Suko entwand ihm blitzschnell das Gewehr, schleuderte es mir zu und hieb mit der Handkante zu.

Rodney kippte zur Seite. Bevor er schwer zu Boden schlug, fing Suko ihn auf, schleifte ihn zur Hauswand und lehnte ihn dagegen. Die entladene Waffe stellte ich neben ihn.

Jetzt schoß der Alte wieder aus dem Haus. Ich stand besonders günstig und schnappte ihn mir. Zum Glück trug er keine Mistgabel bei sich. Der Mann protestierte, das half ihm aber nichts. Ich nahm ihn

mit in das Haus.

Wir betraten eine große Küche. Der Boden war mit roten Fliesen bedeckt. Auf eine Bank drückte ich ihn und befahl ihm, dort sitzenzubleiben.

Er schaute mich wütend an und hatte die Hände zu Fäusten geballt.

»Begrüßen Sie Ihre Gäste immer so?« erkundigte ich mich.

»Ihr seid Schnüffler. Niemand hat euch gesehen, wie ihr auf den Hof gekommen seid.«

»Das stimmt allerdings. Nur möchten wir gern mit diesem Cordtland sprechen. Wo finden wir ihn?«

»In der Polizeistation.«

»Ist er Polizist?«

»Auch. Er ist alles, wenn Sie verstehen. Bürgermeister, Polizist, Verwalter…«

»Und wo steht das Haus?«

»Auf der Hauptstraße.«

»Dann wollen wir mal«, sagte ich, drehte ab, blieb aber plötzlich wieder stehen. »Eine Frage hätte ich noch. Haben Sie schon mal etwas von Hexen gehört oder einem Mason Cordtland?«

Da zuckte der Alte zusammen. Seine Augen verengten sich. Er beugte sich vor und flüsterte: »Was wissen Sie von Mason Cordtland?«

»Leider nicht genug, aber es hat ihn gegeben, nicht wahr?«

»Ja, er war ein berühmter Mann.«

»Ein Hexenjäger?«

»Auch.«

»Wie lange ist er schon tot?«

»Er starb vor Jahrhunderten. Für uns aber lebt er weiter. Ich will euch einen Rat geben. Verschwindet hier aus Blackmoor. Es ist besser für Fremde. Wir wollen euch nicht hier.«

»Kann ich mir vorstellen.« Ich nickte dem Alten zu und sagte: »Bis später dann.«

Er starrte uns nach, als wir das Haus verließen. Rodney war noch immer bewußtlos. Wir ließen den Alten sitzen und schauten zu, daß wir den Hof verließen, bevor Rod wieder erwachte.

Wir fanden einen Weg. Er war nicht gepflastert. Wir sahen die Spuren der Treckerreifen, die sich tief in das Erdreich gegraben hatten. »Ein seltsamer Ort«, bemerkte Suko, »wirklich. Direkt zum Wohlfühlen.«

»Vor Blackmoor und seinen Bewohnern hat mich schon Dr. Barrows gewarnt«, sagte ich.

»Weiß er mehr?«

»Glaube ich nicht. Ich schätze jedoch, daß die Vergangenheit und die Gegenwart in einem ursächlichen Zusammenhang stehen.«

Während wir redeten und weitergingen, war uns gar nicht

aufgefallen, daß wir die breite Straße erreicht hatten, wo unser Bentley parkte. Der Silbergraue stand noch immer dort, wo wir ihn abgestellt hatten. Er war von der Vergangenheit wieder mit hinüber in die Gegenwart genommen worden.

»Und nicht einmal gealtert«, sagte ich, als ich auf den Wagen zeigte, der von einigen Halbwüchsigen bestaunt wurde.

Als wir unseren Wagen erreichten, wichen die Jugendlichen scheu zurück. Ich winkte einem zu und fragte ihn, wo wir Mr. Cordtland finden konnten.

Er gab uns Antwort.

»Ist er auch zu Hause?« wollte ich wissen.

»Ja, Sir.«

»Danke.«

Der Alte hatte von einer Polizeistation gesprochen. Wir fanden sie. Das Haus glich einer Baracke. Die Scheiben der Fenster waren in der unteren Hälfte überstrichen worden, so daß niemand in das Haus hineinschauen konnte.

Zur Tür führte eine Treppe hoch. Suko klopfte an. Eine Klingel hatten wir nicht gesehen.

Es dauerte eine Weile, bis wir Schritte hörten, die sich der Tür näherten. Eine Stimme fragte: »Was ist denn?«

»Wir müssen mit Ihnen reden, Mr. Cordtland.«

»Wer sind Sie?«

»Wir kommen aus London.«

»Dann fahren Sie wieder dorthin zurück.«

Himmel, waren die Leute verstockt! »Nein, das werden wir nicht sofort tun«, erklärte ich ihm. »Erst will ich mit Ihnen sprechen, und es wäre besser, wenn Sie uns öffneten.«

»Worüber wollen Sie reden?«

»Das sagen wir Ihnen noch.«

»Moment.«

Ich hob die Schultern und warf Suko einen Blick unter hochgezogenen Augenbrauen zu. Wahrscheinlich wurden wir jetzt aus irgendeinem Loch beobachtet und für vertrauenswürdig befunden, denn im Schloß bewegte sich ein Schlüssel.

»Kommen Sie rein!«

Wir traten über die Schwelle und sahen Cordtland. Er machte einen vernünftigen Eindruck. Irgendwie hatte ich das Gefühl, einem Waidmann gegenüberzustehen. So jedenfalls sah er auf den ersten Blick aus. Zudem trug er eine grüne Kluft, allerdings aus wetterfestem Cord. Das Alter des Mannes schätzte ich auf 50 Jahre. Die Haut war sonnenbraun und wettergegerbt, und auf seiner Oberlippe wuchs ein Schnäuzer. Seine kräftigen Hände hatte er übereinandergelegt.

»Was wollen Sie also?«

»Können wir das nicht im Haus besprechen?«
»Nein, ich habe keine Zeit.«
»Sie sollten Sie sich aber nehmen, Mr. Cordtland.«
»Wer kann mich dazu zwingen?«
»Niemand, nur wäre dies in Ihrem eigenen Interesse. Wir sind schließlich nicht zum Spaß hergekommen.«
»Dann gehört Ihnen der Schlitten?«
»Wenn Sie den Bentley meinen, haben Sie recht.«
Cordtland zog die Augenbrauen zusammen. Sein Mund wurde schmal. »Was wollen Sie bei uns? Land kaufen? Versuchen, hier Weekend-Häuser hinzusetzen? Nein, mein Lieber, damit werden Sie hier kein Glück haben. Wenn Sie deswegen mit mir sprechen wollten…«
»Das ist nicht der Grund«, unterbrach ich ihn.
Jetzt war er konsterniert. »Welcher dann, zum Teufel?«
»Um den Teufel kann es gehen. Wir möchten mit Ihnen über einen gewissen Mason Cordtland und über Hexen sowie deren Verfolgung reden. Das ist alles.«
Der Mann vor uns zuckte zusammen. »Mason Cordtland?« flüsterte er. »Verdammt, was soll das?«
»Polizei«, sagte ich und zeigte ihm gleichzeitig meine Marke. Suko wies sich ebenfalls aus.
Cordtland starrte auf die Legitimationen und nickte. »Scotland Yard sogar«, sagte er. »Sieh einmal an, damit hätte ich wirklich nicht gerechnet.«
»So kann man sich irren«, entgegnete Suko. »Dürfen wir jetzt reinkommen, Mr. Cordtland?«
Der Mann überlegte noch. Mir schien es, als hätte er irgend etwas zu verbergen. Schließlich hob er die Schultern.
»Ja«, sagte er, »kommen Sie rein. Aber ich sage Ihnen gleich, viel Zeit kann ich für Sie nicht aufbringen.«
»Müssen Sie weg?«
»Ja.«
In der Diele sahen wir die Köpfe ausgestopfter Tiere an den Wänden. Ein Hirsch mit prächtigem Geweih glotzte uns aus großen Augen an. Ebenso ein Wildschwein und auch der ausgestopfte Kopf eines Rehs.
Rechts ging es zu den offiziellen Räumen, links in die Privatwohnung.
Wir aber blieben in der Diele, denn es gab dort einige Sitzmöbel, wo wir Platz nahmen.
»Was kann ich also für Sie tun?« fragte Cordtland und schaute uns der Reihe nach an.
»Erzählen Sie mir etwas über Ihren Ahnherrn, Mason Cordtland.«
»Ist der so wichtig?«

»Für uns schon.«

»Nun, was soll ich da sagen? Die Geschichte oder der Stammbaum der Familie reicht weit zurück. Mason Cordtland war ein berühmter Mann. Ein Arzt, ein Wissenschaftler, der in seiner Burg Experimente durchgeführt hat. Er hat zahlreiche Menschen geheilt, die Leute schauten mit Ehrfurcht zu ihm auf.«

»Hat er auch getötet?« fragte ich.

»Wie kommen Sie darauf?«

»Vielleicht Hexen!«

Als ich das Wort erwähnte, zuckten die Augen des Mannes vor uns. »Können Sie das genauer erklären?«

»Sicher. Ich habe gehört, daß Ihr Ahnherr ein Hexenjäger gewesen sein soll. Er war zudem mit einer dreischwänzigen Peitsche bewaffnet. Mit dieser Waffe jagte er die Hexen und brachte sie um. Ist es so gewesen?«

»Sie sind gut informiert.«

»Wir haben nur geraten«, erklärte Suko.

»Trotzdem, alle Achtung. Ja, er hat Hexen gejagt und dabei große Erfolge erzielt.«

»In der Vergangenheit?«

»Sicher.«

Ich lächelte. »Und wie steht es mit der Gegenwart?«

»Wieso?«

»Jagt er da auch noch Hexen?«

Cordtland öffnete den Mund und ließ ein meckerndes Lachen hören. »Sie sind lustig. Wie kommen Sie denn darauf? Mein Ahnherr ist längst gestorben.« Wieder lachte er. Es klang ebenso unecht wie beim erstenmal.

»Genau das, Mr. Cordtland, bezweifeln wir.«

Er spielte den Erstaunten. »Wieso denn? Ich kann Ihnen versichern, daß Mason Cordtland im Sumpf versunken ist. Er kann gar nicht mehr leben. Oder haben Sie schon erlebt, daß die Toten aus einem Sumpf zurückgekehrt sind?«

»Das haben wir in der Tat.« Ich dachte dabei an die schrecklichen Wesen aus den Pesthügeln von Shanghai. [3]

Cordtland schüttelte den Kopf. Sein Gesicht nahm einen ungläubigen Ausdruck an. Ihm war anzumerken, daß ihn meine Antwort irritiert hatte. »Sie meinen das im Scherz, nicht?«

»Nein, im Ernst.«

»Tut mir leid, aber das begreife ich nicht. Ich wohne seit meiner Geburt hier und bin mit dem Sumpf aufgewachsen, aber das, was Sie behaupten, habe ich noch nicht erlebt.«

»War Ihr Ahnherr ein hochgewachsener Mann mit blondgrauen Haaren, oder war er es nicht?«

»Er war es.«
»Dann habe ich ihn gesehen«, erklärte ich. »Und ich sah noch mehr. Er jagte eine Hexe.«
»Wo haben Sie es denn gesehen?«
»Im Sumpf.«
»Sie irren sich, Mr. Sinclair.« Er schüttelte den Kopf. »Mason Cordtland ist tot. Begreifen Sie das endlich. Und jetzt müssen Sie mich entschuldigen, ich habe noch zu tun.«
»Darf man fragen was?«
Der Mann schaute Suko an. »Nein, das darf man nicht. Ich gebe Ihnen einen guten Rat. Verschwinden Sie! Auch wenn Sie von Scotland Yard sind. Hier in Blackmoor herrschen andere Gesetze und Regeln. Wir haben sie aufgestellt, wir richten uns danach. Steigen Sie in Ihren Wagen und fahren Sie ab. Lassen Sie um Himmels willen die Toten ruhen!«
»Was geht hier vor?«
»Nichts, Mr. Sinclair, nichts geht hier vor. Hier ist alles normal. So wie es immer war.«
Wir hatten keinen Durchsuchungsbefehl für sein Haus. Wenn er uns rauswerfen wollte, konnte er das. Also erhoben wir uns aus den Ledersesseln und nickten ihm zu.
»Sie können es noch schaffen«, sagte er. »Wenn Sie sich immer an den Weg halten, werden Sie auch in der Dunkelheit nicht im Sumpf versinken.«
»Danke für den Rat«, sagte ich. »Aber was ist eigentlich mit der Schloßruine?«
»Wieso?«
»Wir wollten ihr einen Besuch abstatten.«
»Sie ist ein verfallenes Gemäuer, mehr nicht. Überanstrengen Sie sich nur nicht.«
»Wir sehen uns noch«, sagte ich zum Abschied und öffnete die Tür.
Überrascht blieb ich auf der Schwelle stehen. Vor dem Haus hatten sich zahlreiche Menschen versammelt. Männer und Frauen. Sie trugen Waffen und große Kreuze in ihren Händen. Die Gesichter wirkten starr. Entschlossenheit spiegelte sich in ihren Zügen. Die menschliche Mauer machte einen kalten, abweisenden Eindruck auf uns.
»Was soll denn das?« fragte ich.
Cordtland war neben uns stehengeblieben. »Es sind Menschen aus dem Ort«, erwiderte er.
»Das sehe ich. Und?«
»Sie warten auf mich.«
»Was haben Sie vor?«
Cordtland drängte sich an uns vorbei. Er lief die Treppe hinab. Unten drehte er sich noch einmal um. »Fahren Sie!« zischte er uns zu.

»Fahren Sie schnell!«
Dann winkte er seinen Leuten. Die setzten sich sofort in Bewegung und folgten ihm.
Für uns hatten sie keinen Blick mehr.
Wir schauten ihnen nach. Auch den Alten, der uns mit der Mistgabel bedroht hatte, entdeckten wir zwischen ihnen. Seinen Sohn ebenfalls.
Sie verließen Blackmoor in die Richtung, aus der wir gekommen waren. Ihr Ziel war der Sumpf oder auch das Gemäuer.
»Gehen wir hinterher?« fragte Suko.
»Später.«
»Was hast du vor?«
Ich deutete über meine Schulter. »Das Haus interessiert mich. Ich weiß nicht, was dort verborgen ist, aber ich habe so das dumpfe Gefühl, daß wir auf etwas stoßen könnten.«
»Wir haben keinen Durchsuchungsbefehl«, gab mein Freund zu bedenken.
»Sicher. Nur schau dir die Tür an. Sie steht offen.«
Da grinste Suko. »Altes Schlitzohr.«
Die Diele kannten wir inzwischen. Wir suchten die offiziellen Arbeitsräume des Mannes ab und fanden nichts Verdächtiges. Keinerlei Spuren, die auf den Ahnherrn namens Mason Cordtland hingewiesen hätten. Auch in den Privaträumen war alles normal. Cordtland hatte sich rustikal eingerichtet. Die Möbel schimmerten dunkel, sie bestanden aus gebeizter Eiche.
»Bleibt der Keller.«
»Du sagst es, Suko!«
Keller üben auf mich immer eine magische Anziehungskraft aus. Wie oft hatten wir erlebt, daß im Keller irgend etwas verborgen wurde. Vielleicht auch hier. Die Kellertür war abgeschlossen.
»Mist.« Suko sagte dies und hatte sein Ohr gegen das Holz gelegt. Er drehte mir dabei sein Gesicht zu, und ich sah, daß mein Partner die Stirn runzelte.
»Hast du was?«
»Seltsam, ich höre so komische Geräusche.«
»Moment.« Auch ich preßte mein Ohr gegen das Holz, lauschte und stellte fest, daß sich Suko nicht getäuscht hatte. Da waren tatsächlich undefinierbare Laute zu hören.
Wir konnten sie nicht identifizieren. Auf jeden Fall bestärkten sie uns in dem Wunsch, einmal nachzuschauen und der Sache auf den Grund zu gehen.
Mein Freund schielte bereits auf das Schloß. »Es dürfte keine großen Probleme bereiten«, sagte er.
»Versuchen wir es.«
Suko holte sein kleines Besteck hervor. Jeder Einbrecher hätte

glänzende Augen bekommen, wir aber setzten dieses ›Werkzeug‹ nur in Notfällen oder bei besonderen Anlässen ein.
Und dieser Anlaß hier war ein besonderer.
Sukos Hände zitterten nicht, als er sich an die Arbeit machte. Ein paarmal drehte er das Wunderwerk der Feinmechanik und hatte die Tür schließlich offen. Wir vernahmen beide das Zurückschnappen des Schlosses.
Ich drückte die Klinke nach unten und zog die Tür langsam auf. Sie war gut geölt. Lautlos schwTang sie uns entgegen.
Wir schauten in einen dunklen Keller. Vor uns lag eine Treppe aus Stein. Fast normal. Feucht und muffig war der Geruch. Die Wände glänzten naß, das sahen wir im Schein der Beleuchtung. Bei dieser Moorgegend war es kein Wunder.
Mit vorsichtigen Schritten bewegten wir uns über die Stufen nach unten. Am Geländer hielten wir uns fest, lauschten dabei und wunderten uns, daß die Geräusche sich nicht wiederholten.
Es blieb still.
Ich versuchte, die Atmosphäre des Kellers in mich aufzunehmen. Kam sie mir unheimlich vor? War sie anders als bei normalen Räumen? Ich wußte es nicht, es warnte mich auch nichts vor einer irgendwo im toten Winkel lauernden Gefahr.
An das Ende der Treppe schloß sich ein Gang an. Drei Türen standen zur Auswahl. Zwei auf der rechten, eine auf der linken Seite. Und hinter ihr hörten wir die Geräusche.
Sie waren seltsam krächzend und gleichzeitig aggressiv. Dazwischen vernahmen wir ein Flattern von Flügeln, wenigstens hörte es sich so an.
Suko und ich zögerten keine Sekunde länger. Mein Freund stand als erster an der Tür, drückte die Klinke nach unten und öffnete.
Ich hatte meine Beretta gezogen. Sicher war sicher…
Sehen konnten wir kaum etwas. Das durch die offene Tür fallende Kellerlicht reichte nicht aus, um den gesamten Raum vor uns auszuleuchten. Der wurde erst hell, als Suko einen Schalter fand und ihn herumdrehte.
Unsere Augen wurden groß. Mit vielem hatten wir gerechnet, nur nicht mit einem großen, bis zur Decke reichenden Käfig, in dem zahlreiche Vögel flatterten…

***

Bing Cordtland hatte die Spitze übernommen. Er schritt allein dahin, die anderen folgten ihm mit zwei Schritten Abstand. Sie hatten Zweierreihen gebildet, und sie sprachen kein einziges Wort miteinander. Alles war schon gesagt worden. Jeder hatte seine Aufgabe zu erfüllen, niemand würde sich drücken. Das schrieben die

Gesetze des Dorfes und die Vergangenheit vor.
Die Vergangenheit hatte sie wieder eingeholt. Genau das war es, womit die Männer und Frauen fertigwerden mußten. Denn sie wußten von dem Schicksal, das über ihnen schwebte. Ein jeder von ihnen war in Blackmoor geboren worden, das Dorf war für sie eine echte Heimat, aber auch die schaurige Umgebung, der Sumpf, das gefährliche Moor.
Im Gegensatz zu zahlreichen anderen Menschen liebten sie es. Sie konnten sich nichts anderes mehr vorstellen, und sie kannten dessen Geheimnisse.
Das Moor nahm und gab. Es war für sie der Lebensraum, und sie wußten von seinem geheimnisvollen Inhalt, der nicht nur aus Wasser, Schlamm oder Erde bestand.
Das Moor verbarg das Grauen!
Sie aber waren bereit, es wieder hervorzuholen. Noch in dieser Nacht wollten sie es wagen. Er hatte sich bereits gezeigt, sein Geist war unterwegs gewesen und hatte dort weitergemacht, wo er vor langer, langer Zeit aufgehört hatte.
Er hatte nicht alle geschafft. Zahlreiche Hexen lebten noch, sie existierten weiter, hatten sich nur verwandelt. Das wußten die Menschen, und er wußte es auch.
Ein gefährliches magisches Kraftfeld hatte sich über den Sumpf, die alte Ruine und das Dorf gelegt. Ein Kraftfeld, das anzeigte, wie reif die Zeit war.
Reif für ihn - für Mason Cordtland!
Jeder wußte von ihm. Seine Geschichte war mit Blut geschrieben. Das Dorf lebte von ihm, und auch sein Nachfolger war da. Er hatte die Führung übernommen, und niemand machte sie Bing Cordtland streitig.
Das Dorf lag hinter ihnen. Vor sich sahen sie den Sumpf.
Unheimlich wirkte er in der Dunkelheit. Eine schwarze, leicht glänzende Fläche, die nie ruhig lag, sondern sich bewegte und von einem geisterhaften Leben erfüllt zu sein schien.
Sie gab Geräusche von sich. Tief in der Erde entwickelten sich Gase. Sie sammelten sich, drängten nach oben, fanden wegen ihrer Elastizität den Weg des geringsten Widerstands, erreichten die Oberfläche und zerplatzten dort.
Sie waren oft kopfgroß, und die beim Zerplatzen entstehenden Geräusche wehten über das flache Moor.
Auch die Feuchtigkeit hielt sich. Sie wurde zum Dunst. Lange graue Schleier trieben über die Fläche. Unheimlichen Gestalten gleich, die vom Wind bewegt und in verschiedene Richtungen geweht wurden, obwohl es schien, als würden sie mit ihren unteren Enden an der Oberfläche direkt festkleben.
Das Moor atmete, das Moor lebte. Es steckte voller Geheimnisse, und

es verbarg unter seiner Schicht nicht nur Fäulnis und Verwesung.
Etwas war da, das lebte.
Die Männer und Frauen gingen schweigend. Die Köpfe hatten sie gesenkt. Nur ihre Schritte waren zu hören und das Schmatzen des oft weichen Bodens, wenn sie die Füße zurückzogen.
In der letzten Zeit war niemand mehr aus ihren Reihen im Sumpf versunken. Sie alle kannten das Moor. Es gehörte zu ihnen, und es war gewissermaßen ihr Lebensraum.
Sie hatten damit begonnen, einen Teil der Fläche auszutrocknen und zu kultivieren, weil sie landwirtschaftliche Erzeugnisse anbauen wollten. Im nächsten Jahr wollten sie ernten.
Links von ihnen stand groß und wuchtig die alte Burgruine. Sie sah unheimlich und drohend aus. Hinter einem Fenster schimmerte es hell.
Es war das ewige Licht. Das sollte immer brennen, solange Mason Cordtland noch existierte. Wenn dieses Licht brannte und er dem Sumpf entstieg, sollte er wissen, daß die Menschen ihn nicht vergessen hatten und auf ihn warteten.
Während der Teil-Kultivierung des Moores hatten die Bewohner von Blackmoor Wege angelegt. Kein Fremder kannte sie. Diese Pfade waren nur ihnen bekannt. Durch dicke Bohlen oft verstärkt, dann wieder in eine normale Wiese übergehend.
Der an der Spitze gehende Bing Cordtland schwenkte ein und betrat den breitesten Pfad, der jetzt durch die angelegten Felder führte, geradewegs auf die düstere Fläche zu.
Irgendwo über dem Moor blitzte es hin und wieder auf. Kleine, gelbe Punkte, die in einem Zickzack-Flug etwa mannshoch über die schwarze Fläche wischten.
Irrlichter.
Entstanden durch abgestorbenes Holz, das wegen seines Gehaltes an Phosphor hin und wieder so leuchtete.
Man sagte den Irrlichtern vieles nach. Sie sollten die Geister der Toten sein, die im Moor versunken waren und keine Ruhe fanden. Daran glaubten die Menschen aus Blackmoor nicht. Sie glaubten nur an einen, an Mason Cordtland.
Sein Nachkomme an der Spitze schritt zügiger aus. Er wollte nicht mehr länger warten. Wenn zu viel Zeit verging, konnten sich die Gegenkräfte formieren, was heute nicht gut war, denn der große Kampf sollte nur einen Cordtland als Sieger sehen.
Manchmal schallte ihnen das wilde Krächzen der Raben und Krähen entgegen. Aggressiv hörte es sich an. Die Vögel schienen verrückt zu werden. Manchmal huschten sie im Gleitflug dicht über die Köpfe der Menschen hinweg.
Nein, die Vergangenheit war nicht tot. Immer wieder wurden die

Menschen an sie erinnert.

Weit hatten sie nicht mehr zu laufen. Als Bing Cordtland stehenblieb und seine rechte Hand hob, verharrten auch die anderen. Sie befanden sich jetzt am Rand des Moores. Genau am Ende der kultivierten Fläche, die breit genug war, damit die Menschen aus dem Dorf einen Halbkreis hinter ihrem Anführer bilden konnten.

Sie blieben stehen.

Ihre Gesichter zeigten einen grauen Schimmer. In ihnen regte sich kein Muskel. Starr blickten die Augen, die Lippen waren zusammengepreßt, und sie holten nur durch die Nase Luft.

Oft hatten sie das große Ereignis herbeigesehnt. Nun endlich war es eingetreten, und sie waren gespannt, ob das alles klappte, was ihnen Bing Cordtland so oft gesagt hatte.

Er hatte schon mit ihm gesprochen. Als Geist war ihm sein Ahnherr erschienen. So jedenfalls hatte er es ihnen gesagt, und sie glaubten es, denn der Sumpf und die gesamte Umgebung verbargen zahlreiche Geheimnisse.

Abermals flog manch scheuer Blick zur Ruine hin. Zum Greifen nahe schienen die Mauern zu sein, dennoch waren sie weit entfernt. In der Dunkelheit täuschten die Distanzen.

Und brannte das Licht oben im Turm jetzt nicht stärker? Ja, sie hatten das Gefühl, als wäre die Flamme durch irgendein Ereignis stärker entfacht worden und würde nun den gesamten Raum ausfüllen.

Auch Bing Cordtland schaute hin. Seine Augen verengten sich leicht, die Lippen zuckten.

Es war soweit!

Dann drehte er den Kopf und richtete seinen Blick auf das vor ihm liegende Moor.

Schwarz glänzte die Fläche. Unheimlich schimmernd, fast glatt. Nur der Wind, der über sie strich, kämmte das manchmal hohe Gras und spielte mit dem Wasser der kleinen, heimtückischen Tümpel, die zu gefährlichen Fallen für denjenigen werden konnten, der das Moor nicht kannte.

Bevor Cordtland sprach, drehte er sich zu den anderen um. Er blickte in die erwartungsvollen Gesichter und spürte wieder einmal die Last der Verantwortung, die auf seinen Schultern lag. Aber er war es nicht anders gewohnt, denn er hatte Zeit genug gehabt, sich darauf vorzubereiten. Bing hob seine Stimme. »Nehmt die Kreuze!« rief er. »Richtet sie auf. Laßt sie auf das Moor deuten, und gebt ihm so ein Zeichen, damit er weiß, daß seine Stunde gekommen ist. Er soll wissen, daß wir ihn erwarten und ihm zur Seite stehen. Sein Geist hat bereits einige Hexen getötet, aber es waren zu wenig. Die Vergangenheit hat uns eingeholt, wir wollen sie vollenden.«

Niemand widersprach ihm. Ein jeder wußte, was die Stunde geschlagen hatte.

Ein Dorf war von seiner Geschichte eingeholt worden, und die Menschen waren darauf vorbereitet, den Schrecken der vergangenen Jahrhunderte fortzuführen.

Sie wollten die Reste vernichten.

Jemand hatte einmal gesagt, daß Hexen auf gewisse Art und Weise unsterblich sind.

Das würden die Menschen widerlegen.

Bing Cordtland drehte sich wieder um. Es war völlig dunkel geworden. Bleich stand der Mond am Himmel. Eine fast runde Scheibe, die wie ein gelbes, großes Glotzauge alles beobachtete und mit einem fahlen Schleier umgab.

Er sah das Gemäuer, das einsame Licht, aber nicht den flachen Wagen, der im Schatten der Ruine parkte.

So dachte ein jeder, daß keine Gefahr drohen würde…

Zuerst hob Bing Cordtland die Arme, dann streckte er sie aus, so daß seine gespreizten Hände über und auf das vor ihm liegende Moor deuteten. In seine Augen trat ein harter Glanz.

Der Wind brachte den Geruch von Moor und Fäulnis mit, die Luft schmeckte wie brackiges Wasser, das Sumpfgras raschelte, Wasser bewegte sich zu kleinen Wellen, und die dunklen Wolken hoch über ihm am Himmel sahen aus wie eine verängstigte Herde von Schafen.

Eine unheimliche Nacht, in der die langen Dunstschleier ihren lautlosen Reigen tanzten.

»Ich rufe dich, Mason Cordtland, ich rufe dich! Erhebe dich aus den Urtiefen des Sumpfes, um das zu vollenden, wozu du nicht gekommen bist. Töte die Hexen, töte die Brut des Satans, nimm deine Peitsche und vernichte sie! Mason Cordtland, du Hexenwürger, wir haben dich nicht vergessen und dein Andenken hoch in Ehren gehalten. Jeder wußte, daß die Zeit der Hexen erneut anbrechen würde. Nun ist sie da. Sie haben sich wieder versammelt, ich sah die Zeichen, denn die schwarzen Totenvögel sammelten sich. Komm und zerstöre sie. Wir alle, die wir hier versammelt sind, stehen bei dir. Im Namen der Inquisition, steige, aus deinem großen feuchten Grab und erhöre unsere Bitten!«

Nach diesen Worten empfanden alle die Stille nun doppelt stark. Die Männer und Frauen schauten an ihrem Anführer vorbei. Jeder versuchte einen Blick auf den schwarzen, ölig glänzenden Sumpf zu erhaschen, wo sich das Licht des Mondes plötzlich wie ein geheimnisvoller Fleck abzeichnete.

Das war die Stelle!

Durch das fahle, blasse Licht wurde sie ausgeleuchtet. Der Umkreis wirkte wie verbrannt. Dort wuchs kein Halm. Kein Strauch streckte

seine kahlen, abgestorbenen Arme in die Höhe.
Verbrannte Erde…
Aber keine tote Erde.
Denn sie begann sich plötzlich zu bewegen.
Das Unheil nahm seinen Lauf!

***

Die beiden Hexen betraten den alten Turm.
Zuerst schob sich Wikka durch den offenen Eingang. Obwohl der Nachtwind nicht stark wehte, fand er genügend offene Ritzen und Spalten im Mauerwerk, um hindurchpfeifen zu können. Deshalb verursachte der manchmal die seltsam hohl klingenden Laute, als würde jemand leicht gegen aufgereihte, leere Flaschen schlagen.
Wikka und Jane ließen sich von den Geräuschen nicht irritieren. Was Menschen Furcht einflößte, war ihnen egal. Sie dachten nur an den Erfolg.
Der Brand hatte damals schwer gewütet. Überall in den Mauern waren Löcher entstanden, große, offene Stellen, durch die das Mondlicht sickern konnte und die alten Mauern mit einem geisterhaften Glanz umgab. Manche Stellen schimmerten, als wären sie mit einem silbernen Staub eingepudert worden.
Um in den Turm zu gelangen, mußten sie eine Treppe benutzen. Beide wußten nicht, ob die Stufen noch soweit in Ordnung waren, um sie ungefährdet hinaufzugehen. Aus diesem Grund zögerte Wikka und griff zu einer Hexenlist.
»Bleib du hier«, sagte sie zu Jane, wobei ihre Augen plötzlich grün schillerten. Im nächsten Augenblick spreizte sie die Hände, drückte die Fingerspitzen gegeneinander, während über ihre Lippen ein magischer Spruch kam:
»Hexenkräfte, die mich laben, sollen mich auch weg hier tragen!«
Für den Bruchteil einer Sekunde glühte es grünrot innerhalb der Ruine auf. Ein Komet entstand, dessen Schweif allerdings nicht nach unten, sondern in die Höhe zeigte.
In seinem Innern fuhr die Gestalt der Wikka dem Ziel entgegen.
Und die veränderte sich dabei. Jane Collins schaute ihr nach. Die Haare der Oberhexe schienen plötzlich mit Elektrizität angefüllt zu sein. Wie Schlangen stellten sie sich hoch, knisterten, sprühten, und im nächsten Augenblick war Wikka verschwunden.
Zurück blieb Jane Collins.
Das grünrote Glühen war erloschen, so daß sich die ehemalige Detektivin im Dunkeln wiederfand.
Jane Collins blieb auf dem Fleck. Wieder einmal bewunderte sie die Oberhexe Wikka. Sie besaß Kräfte, die sie sich gern gewünscht hätte, aber sie war noch immer Lehrling und mußte erst einmal abwarten,

bis Wikka sie völlig einweihte.

Von ihr war weder etwas zu sehen noch zu hören. Sie mußte sich dort oben im Turm völlig lautlos bewegen, und auch Jane Collins begann mit der Wanderschaft.

Dicht vor einer Öffnung in der Mauer blieb sie stehen, beugte ihren Oberkörper nach vorn und schaute durch die offene Stelle über das düstere Moor.

Eine unheimliche Fläche konnte sie erkennen, über die hin und wieder das geisterhafte Aufblitzen der Irrlichter zuckte. Auf in der Nähe liegenden Grasinseln wuchsen wenige Bäume. Sie reckten ihre kahlen Äste krumm und schief in die Höhe, als wollten sie versuchen, mit den Enden nach tiefschwebenden Nebelschleiern zu greifen und sie festzuhalten.

Jane wollte sich wieder zurückziehen, als sie rechts des großes Moores eine Bewegung wahrnahm.

Dort war etwas!

Sofort stand Jane unter Spannung. Die feinen Härchen auf ihrer Haut zitterten, sie hatte das unbestimmte Gefühl einer sich nähernden Gefahr, und so schaute sie weiter zu, wie sich die Sache entwickeln würde.

Die Gefahr war zwar zu lokalisieren, dennoch konnte Jane nicht erkennen, um was es sich genau handelte. Jane hatte das Gefühl, auf eine breite, kompakte Masse zu blicken, die sich nur langsam bewegte und einem großen Wurm glich.

Eine Menschenschlange?

Ihr scharfer Verstand, den sie als Detektivin gebraucht hatte, war auch in ihrem zweiten Leben nicht verlorengegangen. Instinktiv stufte sie die Menschen als Feinde ein. Die hatten irgend etwas vor, das ihre Kreise stören sollte, denn wer bewegte sich schon bei Dunkelheit ohne Grund durch das Moor?

Niemand.

Falls Wikka die Gefahr noch nicht geortet hatte, mußte sie gewarnt werden.

Jane wollte mit ihr in Kontakt treten, da bemerkte sie, daß dies nicht mehr nötig war. Wikka gab bereits ihr Zeichen. Abermals fauchte der kometenartige Strahl nach unten, und Jane Collins glaubte plötzlich, wie unter einem bunten Gewebe gefangen zu sein.

Einen Augenblick später war alles anders. Da stand sie Wikka gegenüber, und beide befanden sich innerhalb des alten Mittelturmes, dicht an einem Fenster.

»Gefahr!« zischte Jane. »Ich habe gesehen, wie sie auftauchten. Menschen nähern sich dem Sumpf. Sicherlich die Bewohner des nahen Dorfes. Sie werden…«

Wikka winkte lässig ab. »Nichts werden sie, gar nichts. Sie können

gegen uns nicht bestehen. Wenn wir das Geheimnis der Ruine entdeckt haben und das Licht löschen, dann…«

»Was ist dann?« fragte Jane.

Wikka schüttelte den Kopf. Sie stand plötzlich steif wie eine Figur auf dem Fleck. Die Hände hatte sie gespreizt, den Mund halb geöffnet, und sie glich einem Empfänger, der Signale auffangen wollte.

Die Schlangen ringelten plötzlich aus ihrer Stirn. Widerliche, giftgrüne, fingerdicke Tiere, die ihre kleinen Mäuler aufrissen und die gespaltenen, dünnen Zungen hervorschnellen ließen.

Jane verspürte auf einmal so etwas wie Furcht. Nicht vor Wikka, sondern vor der Situation. So etwas hatte sie noch nie erlebt. Sie hatte Wikka bisher immer als eine überlegene Person gekannt, nun aber zeigte sie sich von einer anderen Seite.

Auf ihren Gesichtszügen spiegelte sich das wider, was sie empfand. Haß, Unglaube, Wut, Feindschaft…

»Was hast du?« Jane Collins fragte es leise. Sie traute sich nicht, ihre Herrin mit einer lauten Stimme zu stören.

»Er ist in der Nähe!«

»Wer?«

Wikka fuhr herum. Jetzt schien ihr Blick Flammen zu werfen. »Wer schon, zum Satan? John Sinclair! Ich spüre ihn«, flüsterte sie rauh. »Ich spüre seine Aura, die einzig und allein von seinem verdammten Kreuz ausgeht. Das ist es…«

Die Worte trafen Jane Collins hart.

John Sinclair, der Geisterjäger, in der Nähe!

Immer wieder kreuzten sich ihre Wege. Sie konnten daran nichts ändern. Beide Parteien waren im Netz des Schicksals fest verknotet.

So groß und mächtig der Einfluß der Hexen auch war, einem Zusammentreffen mit dem Geisterjäger konnten sie nicht entgehen. Sie würden immer wieder aufeinanderprallen, ob die Umstände nun günstig für sie waren oder nicht.

Allmählich klang Wikkas Erregung ab. Auch die Schlangen blieben ruhig. Sie schauten nach wie vor aus der Stirn, aber sie bewegten sich nicht, sondern blieben kleine, gefährliche Wächter.

»Sollen wir uns um Sinclair kümmern?« fragte Jane, und ihre Augen fingen an zu glänzen.

»Nein, noch nicht.«

»Aber er…«

»Ist noch weit«, erwiderte Wikka. »Ich spüre, daß er keine Ahnung hat, in welch ein Karussell des Schreckens er einsteigen wird. Noch sind die Plätze nicht verteilt. Ich jedoch werde dafür sorgen, daß schon bald jeder seinen Sitz hat. Komm mit!«

Sie waren im Turm, jedoch nicht dort, wo sie das Licht hatten schimmern sehen.

Um diesen Raum zu erreichen, mußten sie ein Stück nach unten gehen. Die Stufen der alten Wendeltreppe glänzten ebenso schwarz wie die Fläche des Moors. In der Dunkelheit waren die Risse und Spalten mehr zu ahnen, denn durch die schießschartenartigen Öffnungen in der Turmwand sickerte nur wenig Licht.

Es zeichnete jeweils einen vergrößerten Ausschnitt der Öffnung auf die Stufen. Er wurde jedoch schnell von den beiden Hexen durchschritten. Um in das Turmzimmer zu gelangen, in dem das Licht brannte, mußte sie über im Wege liegende Steine klettern, bevor sie die Öffnung erreichten. Eine Tür war nicht mehr vorhanden. Irgendeine Gewalt hatte sie zerstört oder herausgebrochen.

Das Licht strahlte bereits auf die kleine Plattform vor dem Eingang. Jetzt erst war zu sehen, daß es doch einen anderen Farbton aufwies, als aus der Ferne anzunehmen war. Zwar leuchtete es rötlich, es war jedoch auch ein türkisfarbenes Strahlen darin zu erkennen. Wikka zögerte plötzlich, den Raum zu betreten.

Jane, die dicht hinter ihr stand, legte eine Hand auf ihre Schulter. »Was ist mit dir?« fragte sie.

»Die Sache gefällt mir nicht.«

»Ist es das Licht?« wisperte Jane.

»Genau. Ich habe damit gerechnet, daß es völlig normal leuchtet. Das ist nicht der Fall. Mir gefällt der Schimmer nicht.«

»Was hat er zu bedeuten?«

»Es ist wahrscheinlich der Hexenstein!«

Jane Collins konnte mit dieser Antwort nichts anfangen. Sie war noch zu frisch in diesem Geschäft, kannte längst nicht alle Geheimnisse, sie mit dem Hexendasein zusammenhingen. Das merkte auch Wikka, denn sie gab eine Erklärung ab.

»Es gibt einen Stein, der aus einer längst versunkenen Zeit stammt. Ein großer Magier soll ihn angefertigt haben. Der Stein hat zahlreiche Hexen vernichtet. Er wirkt nur auf Hexen, und eine jede Hexe trachtet danach, ihn zu vernichten. Doch niemand hat ihn bisher gefunden. Er blieb im Dunkel der Zeiten verschollen. Man spricht davon, daß es ihn bereits bei den Kelten gegeben haben soll. Druiden-Priester bedienten sich des Steins, der Dunkle Gral wird ebenfalls mit ihm in Verbindung gebracht, und große Hexenjäger schöpften aus ihm Kraft. Wieso ich ihn hier finde, weiß ich nicht, aber wir müssen auf der Hut sein.«

»Kann uns der Stein vernichten?« wollte Jane Collins klipp und klar wissen.

Und sie erhielt eine klare Antwort.

»Ja, das kann er!«

Noch nie hatte Jane Wikka so reden hören. Wie sie die Worte sprach, gab sie zu, daß dieser Stein eine große Macht ausübte. Eine Magie gegen die der Hexen.

Jane Collins war auch neugierig. Deshalb fragte sie mit leiser Stimme: »Kann ich ihn sehen?«

»Wir beide werden ihn sehen.« Kaum hatte Wikka die Worte ausgesprochen, als sie einen Schritt vorging und das alte Turmzimmer betrat. Sie drehte sich zur Seite, schuf Platz für Jane Collins, und diese drückte sich an ihrer Meisterin vorbei.

Es war seltsam für sie, vor einem Stein zu stehen, der sie beide vernichten konnte. Bisher hatte sie Wikka immer vertraut. Unter ihrem Schutz konnte ihr nichts passieren. Nun jedoch dachte sie anders darüber, und so etwas wie Todesahnungen überfielen sie.

Der Stein lag in einer Schale. Sie selbst wuchs aus einem steinernen Ständer hervor, der wie ein Arm in die Höhe ragte. Doch nicht eine Hand öffnete sich an seinem Ende, sondern die Schale, die den Hexenstein aufgenommen hatte.

»Siehst du ihn?« fragte Wikka.

Jane nickte nur. Sie sah ihn nicht nur, sie spürte auch die Kraft. Der Stein schien ein Magnet zu sein, dessen Strahlen in ihren Körper drangen und an den Kräften zehren wollten. Zudem fühlte Jane sie auf ihrer Haut, die sich zusammenzog und über die ein nie gekannter Schauder lief.

Der Stein selbst sah harmlos aus. Das war er sicherlich auch für den, der ihn aufnahm und keine Hexe war. Er hatte eine ovale Form, war glatt und holte seine Leuchtkraft aus seinem Innern und den wie Adern durcheinanderfließenden Einschlüssen, die nie ruhig waren, sondern zitterten, als wären sie mit einer Flüssigkeit gefüllt.

Rot leuchtete der Stein außen, innen jedoch erkannte Jane die grüne Kraft, von der Wikka gesprochen hatte.

»Dann ist es doch keine Kerze«, murmelte Jane.

»Nein, alles ist anders.«

Die Antwort ihrer Meisterin erschreckte Jane. Bisher hatte Wikka immer einen Ausweg gewußt, diesmal jedoch schien sie machtlos zu sein. Dennoch versuchte sie es.

Ihr Körper spannte sich. Die rechte Schulter hob sie in die Höhe, den Arm streckte sie aus, Daumen und Zeigefinger wiesen auf den Stein. Die Schlangen stachen weiter aus ihrer Stirn hervor, zuckten und wanden sich erregt, und im nächsten Augenblick passierte es.

Die beiden Schlangen wischten aus der Stirn und bewegten sich blitzschnell auf den Hexenstein zu. Verstärkt wurde diese Magie durch die beiden Strahlen, die plötzlich aus Wikkas Fingern schossen und ins Zentrum des Steins hieben.

Zuerst erwischte es die Schlangen. Kaum hatten sie den Stein berührt, als sie die schreckliche Magie zu spüren bekamen. Jane hörte nur ein kurzes Zischen, zu vergleichen mit dem Geräusch, wenn ein Wassertropfen auf eine heiße Herdplatte fällt, dann waren die

Schlangen nicht mehr zu sehen. Nur noch verkohlter schwarzer Staub wehte durch die Luft und rieselte zu Boden.

Wikkas Attacke wurde für sie zu einem Bumerang. Kaum hatten die Strahlen Kontakt mit dem Hexenstein, reagierte der wie ein Spiegel und schleuderte sie zurück.

Verstärkt allerdings!

Die Oberhexe wurde von der Kraft des Steins voll getroffen. Vor Janes entsetzt aufgerissenen Augen wurde sie in die Höhe geschleudert, überschlug sich in der Luft, schrie, jammerte und brüllte ihre gesamte Pein hinaus.

Sekundenlang schwebte sie in der Luft. Der zurückschießende Stein schien sie zu tragen, während sie mit Armen und Beinen wild um sich schlug. Dabei veränderte sich die Haut.

Jane Collins sah mit Schrecken, wie Wikkas Haut verbrannte. Bisher hatte sie eine helle, fast schon weiße Haut gehabt, das änderte sich nun.

Auf Gesicht, Armen und Händen breiteten sich schwarze Flecken aus, die immer größer wurden und die Haut schließlich völlig zerstörten.

Dann fiel Wikka.

Schwer krachte sie zu Boden. Mit dem Rücken zuerst schlug sie auf. Die Erschütterung durchtoste ihren Körper. Sie bäumte sich noch einmal auf, bevor sie endgültig zusammenbrach und starr liegenblieb.

War sie tot?

Jane Collins dachte mit Schrecken daran. Nein, das durfte nicht sein! Wikka war so stark. Sie besaß immense Hexenkräfte. Sie konnte nicht so einfach sterben. Der Satan hatte ihr Kraft gegeben, und Jane schaute den gefährlichen Hexenstein mit wuterfüllten Blicken an.

Sie haßte ihn so stark, wie sie selten etwas in ihrem Leben gehaßt hatte.

Dann blickte sie auf Wikka.

Bewegungslos lag ihre große Meisterin und ihr großes Vorbild zu ihren Füßen. Da rührte sich nichts. Verbrannt, schwarz und dünn sah die Haut aus. Weiß glänzten die Augenhöhlen, während die Pupillen ihren dunklen Ausdruck behalten hatten. Die Finger waren zu schwarzen, dünnen Krallen geworden, zu vergleichen mit den Beinen von Hühnern. Lippen hatte Wikka ebenfalls nicht mehr. Die unheimliche Kraft des Steins hatte sie weggeätzt.

Lag wirklich eine Tote vor ihr?

Jane wollte es nicht glauben. Sie hatte auch keine Zeit mehr, weiter darüber nachzudenken, denn seltsame Ereignisse nahmen plötzlich ihren Lauf.

In ihrem Kopf spürte sie ein kurzes Stechen, dann verschwand die Umgebung vor ihren Augen, und eine völlig andere erschien.

Eine andere Umgebung, eine andere Zeit.

Jane Collins und die leblos am Boden liegend Wikka befanden sich in der Vergangenheit…

***

Es waren schwarze Vögel, auf die wir starrten.

Raben, Krähen, die mit heftigen Flügelschlägen im Käfig herumflatterten und sich nicht befreien konnten, weil sich in den Räumen zwischen den Stäben ein feines Maschendrahtgitter spannte. Manchmal wuchteten die Tiere dagegen. Dabei verloren sie Federn, die langsam zu Boden segelten.

Mit allem hatten wir gerechnet, damit allerdings nicht. Mit zögernden Schritten betraten wir den Kellerraum und blickten uns scheu um. Suko erging es nicht anders als mir. Von seinem Gesicht las ich ab, daß er keine Erklärung wußte.

Etwa einen Yard vor dem Käfig blieben wir stehen. Die Tieren waren durch unser Eintreten noch aufgeregter geworden. Wild flatterten sie umher. Die Schnäbel hatten sie weit aufgerissen. Aus ihren Mäulern drangen krächzende Schreie. Und sie schauten uns dabei immer an, so daß wir das Gefühl haben konnten, daß sie uns etwas sagen wollten.

»Das begreife ich nicht«, sagte Suko. »Haben wir es hier mit einem Vogelsammler zu tun? Ich dachte immer, dafür wäre dein Freund Dr. Barrows zuständig.«

»Anscheinend nicht nur«, gab ich zurück und bewegte mich nach links. Ich geriet tiefer in den Keller und entdeckte noch mehrere dieser Käfige. Die anderen allerdings waren leer.

Suko hatte die Vögel gezählt. »Es sind genau fünf«, sagte er. »Aber Krähen und Raben kann ich nicht so genau auseinanderhalten. Du vielleicht, John?«

»Nein. Das spielt auch keine Rolle.«

Ich kehrte wieder zu Suko zurück und schaute mir die Vögel an.

»Die sind doch nicht normal«, urteilte mein Partner.

»Siehst du Unterschiede zu anderen?«

»Das nicht, aber irgend etwas müssen sie an sich haben, wenn man sie schon fängt und einsperrt.«

»Sicher«, sagte ich und griff unter mein Hemd, wo ich das Kreuz immer verborgen habe. Ich streifte mir die Kette über den Kopf, behielt sie ebenso in der Hand wie das Kreuz. Vorsichtig näherte ich mich dem Schutzgitter des Käfigs.

Irgendwie schienen die Tiere etwas zu wittern. Sie wurden noch wilder und aufgeregter. Vier flogen zurück, und nur ein Vogel krallte sich am Maschendraht fest.

Den wollte ich.

Er hackte nach mir. Sein Schnabel war ziemlich spitz. Wenn er mich damit erwischte, sah es nicht gut für mich aus.

Der Hieb konnte recht schmerzhafte Wunden hinterlassen.

Und noch etwas stellte ich fest.

Mein Kreuz reagierte auf die unmittelbare Nähe der Vögel. Über die Silberlegierung hinweg schien ein feiner Schleier zu laufen, der unten begann, sich sehr rasch ausbreitete, und auch die Enden nicht verschonte.

Ich warf das Kreuz. Schräg hatte ich den Wurf angesetzt, damit ich mit irgendeiner Ecke durch ein Loch im Gitter traf, um den Vogel zu berühren.

Das gelang mir!

Ein wütendes Krächzen hörte ich. Plötzlich wurde der Vogel zurückgeworfen. Er flatterte noch einmal mit seinen Flügeln und platzte schließlich vor unseren Augen auseinander.

Knochenteile, Federn und Fleischstücke wirbelten durch die Luft. Sie waren jedoch morsch und alt. Bevor sie den Boden berührten, waren sie schon zu Staub geworden.

Ich wich wieder zurück. Ein sprachloser Suko nickte mir zu. »Allerhand, John«, sagte er. »Das haben wir seit den Strigen nicht mehr erlebt. Vögel, die sich auflösen. Ich frage mich nur, in was wir da hineingeraten sind. Ob alle Vögel, die uns unterwegs und im Dorf begegnet sind, so reagieren, wenn du sie mit dem Kreuz attackierst?«

»Das frage ich mich allerdings auch.« Dabei schaute ich die vier restlichen an.

Das Schicksal ihres Artgenossen hatte sie nicht kalt gelassen. Sie gaben sich verrückt, aufgeregt, flatterten durch den großen Käfig, stießen gegen das Gitter, wurden zurückgeschleudert und schrien uns aus ihren geöffneten Schnäbeln an.

»Ich könnte es mal mit der Dämonenpeitsche versuchen«, schlug Suko vor und legte seine Hände bereits auf den Griff.

In diesem Augenblick geschah es. Wir wurden davon wirklich buchstäblich überrollt, denn plötzlich lief ein Zittern durch den Boden. Wie ein kurzer Erdstoß erschien es mir. Der Käfig vor uns wackelte, dann hörten wie ein Fauchen, und vor unseren Augen explodierten die nächsten vier Vögel.

Schwefelrauch wölkte und puffte in die Höhe, nahm uns die Sicht, und wir hörten ein schrilles Lachen.

Wenig später war die Sicht wieder klar. Nur noch letzte Schleier trieben durch den Käfig.

Wir konnten erkennen, daß die Vögel verschwunden waren. Statt dessen starrten uns vier gräßliche Hexen an und kreischten um die Wette…

***

Im Sumpf tat sich etwas!

Gewaltige Kräfte hatten den Ruf des Mannes vernommen, und tief in der Erde wurden sie aus ihrem Schlaf geweckt.

Was das Moor bisher mit seinen zähen Krallen festgehalten hatte, drängte nun an die Oberfläche.

Der Hexenwürger erwachte…

Stille lag über dem Sumpf. Auch die Menschen redeten nicht mehr, sie starrten gebannt auf den hellschimmernden Kreis aus Mondlicht, wo der Hexenwürger entsteigen mußte.

Ein jeder merkte das Zittern. Tief unter ihnen war es entstanden. Es pflanzte sich nicht nur in der Breite fort, sondern auch in der Höhe und erfaßte die Körper der Wartenden.

Dagegen konnte niemand etwas tun. Die Menschen gerieten in die Vibrationen und atmeten schon nach wenigen Sekunden auf, als nichts mehr davon zu spüren war.

Eine trügerische Ruhe vor dem Sturm hatte eingesetzt. Und dieser Sturm begann mit Nebel.

Es war nicht der schleierartige Dunst, der sowieso schon über dem Moor hing, sondern ein anderes, neues Gebräu, das aus den unergründlichen Tiefen stieg, seinen Weg durch Spalten und Risse fand und dann als bleiche Arme an die Oberfläche kroch.

In Spiralform drehte sich der Nebel aus dem Sumpf, blieb noch ziemlich dünn, wurde vom Wind erfaßt und zerfasert. Dafür bewegte sich der Boden. Zuerst warf er kleine Wellen. Plötzlich stieg Gas hoch, füllte Blasen aus, die, als die Spannung zu groß wurde, mit satten Lauten zerplatzten. Kleine Tropfen stiegen dabei in die Höhe, bevor sie wieder als schmutziger Regen zurückfielen.

Der Sumpf begann zu schmatzen!

Es waren widerliche Geräusche. Sie hörten sich an, als würde ein Ungeheuer Suppe schlürfen. Das Moor warf zudem Wellen. Erst kreisförmige, dann wurde die Unterlage bewegt wie zitternder Schlamm und gleichzeitig in die Tiefe gezerrt, so daß ein Trichter entstand, an dessen Ende sich ein Strudel gebildet hatte.

Bing Cordtland sah sich am Ziel seiner Wünsche. Er war im Geiste oft genug die Beschwörung durchgegangen, und so ähnlich hatte er sie sich vorgestellt. Ja, das war der Ablauf, den er sich immer erträumt hatte.

Wann tauchte Mason Cordtland auf, sein großer, berühmter, von ihm so verehrter Ahnherr?

Er wartete zitternd auf ihn. Sein Geist hatte bereits in einsamen Nächten im Moor herumgespukt, nun sollte sein Körper folgen, der vor langer Zeit im Moor versunken war, ebenso wie zahlreiche Hexen. Denn unter der dunkel schimmernden Fläche lag noch ein alter Hexen-Friedhof, was nur wenige wußten.

Mason Cordtland kam!

Zuerst war es nur eine Hand, die aus dem Trichter ragte. Keine skelettierte Klaue, sondern Finger, die noch mit Haut überzogen waren und sich bewegen konnten. Klumpiger Dreck rollte von ihnen zurück und auch über den jetzt der Hand folgenden Arm, dem sofort die Schulter hinterhergeschoben wurde.

Die Zuschauer wurden unruhig.

Gar mancher bekreuzigte sich. Hart und pfeifend wurde der Atem ausgestoßen. Andere wiederum hielten die Luft an, weil sie sich durch ihr eigenes Atemgeräusch gestört fühlten.

Sie waren fasziniert, gebannt und gleichzeitig auch abgestoßen, denn sie konnten nicht fassen, was sie mit eigenen Augen sahen.

Mason Cordtland kehrte zurück. Er bewegte sich nicht mehr, überließ sich ganz den nicht zu erklärenden Kräften, die ihn aus dem Sumpf in die Höhe schoben.

Ein unheimliches Bild bot sich den wartenden Menschen. Jeder im Dorf hatte von dem Hexenwürger und seinen Taten gehört. Jeder fieberte ihm entgegen. Doch nun, als es soweit war, wurden die Menschen von Angst gepackt. Furcht vor der eigenen Courage. Sie durften nicht darüber nachdenken, wer das war, der aus dem Moor stieg, denn dieser Mann war seit langer Zeit tot.

Und dennoch lebte er. Sie sahen es seinem Gesicht an.

Er trug einen alten Mantel mit Schulterüberwurf. Fast reichte er bis zum Boden, und arn Hals war er hochgeschlossen, so daß nicht zu erkennen war, welche Kleidung Cordtland unter dem Mantel trug. Das Gesicht zeigte keinen weichen Zug. Es war hart und kantig, die Augen lagen wie zwei Steine in den Höhlen, ihr Blick glich dem gefühllosen Starren einer Schlange. Wie eine Kerbe war der Mund in das Gesicht hineingeschnitzt worden, während die dunklen Augenbrauen dicht über der Nasenwurzel zusammenwuchsen.

Das Haar fiel über die Ohren, und letzte Schlammreste rannen an ihm herab, fanden ihren Weg auch über das Gesicht und liefen am Mantel nach unten.

Und noch etwas sahen die Menschen. Eigentlich das Wichtigste, die Waffe, die Cordtland so berühmt gemacht hatte.

Seine Peitsche!

Allein ihretwegen wurde er der Hexenwürger genannt. Mit dieser Peitsche hatte er die Hexen getötet, stranguliert, erwürgt, und er hatte sie auch mit in sein morastiges Grab genommen.

Nun stieg er wieder hervor.

Es war die erste heftige Reaktion, die die wartenden Dorfbewohner von ihm sahen. Er bewegte seinen rechten Arm und zeigte seine Waffe den staunenden Zuschauern.

Drei lange Riemen waren an dem ziemlich kurzen und leicht zu führenden Griff angebracht, und die fächerte der Hexenwürger mit

gezieltem Schwung auseinander.
Die Riemen breiteten sich aus und blieben auf der Fläche vor den Füßen des Hexenwürgers liegen.
Deutlich hoben sie sich vom dunkleren Untergrund des Moores ab, und jeder Zuschauer sah das helle Schimmern der drei Peitschenriemen.
Ungewöhnlich hell leuchteten sie, aber Bing Cordtland kannte den Grund. Ein feines Lächeln spielte um seine Mundwinkel.
Ja, es war der echte Hexenwürger! Die Peitsche hatte den letzten Beweis gegeben.
Bing Cordtland wußte aus alten Unterlagen und Schriften, daß es mit dieser Peitsche eine besondere Bewandtnis hatte. Wo sie herstammte, konnte nur geraten werden. Der eine sagte, daß sie ein Pfarrer hergestellt habe, doch in weiteren Büchern stand zu lesen, daß die Peitsche überhaupt nicht von dieser Welt stammen sollte.
Wie dem auch sei, das alles spielte keine Rolle. Wichtig war, daß die Peitsche existierte.
Auch Bing Cordtland hatte lange seine Zweifel gehabt. Nun sah er sie mit eigenen Augen, und er sah auch das seltsame Glänzen innerhalb der drei Riemen.
Sie leuchteten silbrig, als wären sie tatsächlich mit diesem Material gefüllt worden. Die Legende besagte, daß es so gewesen sein mußte. Die Peitschenriemen enthielten Einschlüsse des geweihten Metalls. Es waren Silberfäden, die man mit dem übrigen Ledermaterial verknüpft hatte.
Ein Phänomen diese Waffe, deren drei Riemen jetzt wie die Körper von Schlangen zuckten, als sie zurückgezogen wurden. Dies geschah mit einer kaum erkennbaren Handbewegung. Der Hexenwürger nahm gleichzeitig seinen rechten Arm in die Höhe, drehte ihn, und dieser plötzlichen Bewegung folgten auch die drei Riemen.
Zwei von ihnen jagten mit einem pfeifenden Geräusch dicht über die Köpfe der wartenden Menschen hinweg; einer jedoch legte sich gedankenschnell zweimal um den Hals des Bing Cordtland und schnürte dem Mann die Luft ab.
Cordtland stand da wie angenagelt. Mit dieser Aktion hatte er nicht gerechnet. Er schaute aus weit aufgerissenen Augen dem Hexenwürger entgegen, der sich sehr langsam in Bewegung setzte und über das Moor ging, ohne einzusinken.
Dabei sah es so aus, als würde er sich am Hals des Mannes allmählich heranziehen.
Die Menschen waren entsetzt. Keiner wagte allerdings einzugreifen. Sie alle hatten vor Mason Cordtland eine schreckliche Angst, und nur das Keuchen seines Nachkommens durchbrach die Stille.
Cordtland blieb dicht vor Bing stehen. Der schwankte bereits. Sein

Gesicht hatte sich verfärbt, der Mund stand offen, die Zunge schaute hervor.

Der Hexenwürger begann zu sprechen. Zum erstenmal hörten die Menschen die Stimme eines Mannes, der schon so lange tot war und dennoch auf schreckliche Art und Weise lebte.

»Der alte Fluch wurde gelöscht, die Zeit des Hexenwürgers ist angebrochen. Bisher irrte nur mein Geist über das Moor. Vergangenheit und Gegenwart vermischten sich. Ich konnte die Vergangenheit lebendig erhalten und mit ihr in die Gegenwart eindringen. Doch immer wieder verschwand die Vergangenheit, tauchte in das Dunkel der Zeiten hinab, so daß ich nur von den Erinnerungen lebte. Diese Zeit ist nun vorbei. Ich bin zurückgekehrt, und ich weiß, daß es noch viel zu tun gibt. Die Hexen sind nicht verschwunden, im Gegenteil, sie kehren zurück. Ich aber werde sie erbarmungslos bekämpfen. Sie sollen schreckliche Tode sterben, denn sie allein sind meine Todfeinde. Ich spürte, daß der Hexenstein mit neuem Leben erfüllt wurde. Seine Strahlen haben mich getroffen und wieder erweckt. Mason Cordtland kam frei, und er wird da beginnen, wo er aufgehört hat. Aber der Sumpf will ein Opfer. Ich bin ihm entrissen worden, deshalb muß ich für ausgleichende Gerechtigkeit sorgen, damit die Geister der tiefen Erde beschworen und beruhigt werden können. Ich habe die Jahrhunderte im Sumpf gelegen. Du, Bing Cordtland, wirst mir nun folgen!«

Er hatte die Worte noch nicht richtig ausgesprochen, als er bereits reagierte.

Eine kurze Drehung benötigte er nur, so daß der Gefangene Bing mit dem Rücken zum Sumpf stand. Er konnte sich selbst nicht mehr auf den Beinen halten, wurde nur von dem Riemen vor einem Zusammenbruch gehindert, und es war fraglich, ob er überhaupt noch lebte.

Für sein Ende sorgte der Hexenwürger.

Mit einer entgegengesetzten Drehung löste er den Druck und gab seinem Nachkommen einen harten Stoß gegen die Brust.

In einer Reflexbewegung riß dieser noch seine Arme hoch, wollte Halt finden. Da war jedoch nichts mehr, und er fiel mit dem Rücken zuerst in den Sumpf.

Als er aufprallte, klatschte es. Wasser spritzte in die Höhe und schimmerte silberfarben im Mondlicht.

Der Hexenwürger streckte seinen Arm aus, während er dem Moor zurief: »Nimm ihn hin als Gegenopfer! Mich hast du freigelassen. Er wird dir an meiner Stelle dienen.«

In diesen Augenblicken hätte noch die Chance bestanden, Bing Cordtland den gierigen Klauen des Sumpfes zu entreißen. Niemand jedoch traute sich.

Die Menschen standen schreckensstarr da und schauten zu, wie einer von ihnen im Moor versank.

Der Sumpf war gierig. Er wollte sein Opfer. Er riß alles an sich, was er bekommen konnte. Ob tote, ob lebende Dinge, es war ihm egal. Da reagierte er wie ein gefräßiges Ungeheuer, und er gab freiwillig nichts mehr her.

Das Moor spielte mit dem Körper. Für Sekunden hatte jeder der Zuschauer das Gefühl, Bing könnte es noch einmal schaffen, weil sich sein Körper aufrichtete, doch es war eine trügerische Hoffnung. Im nächsten Augenblick fiel er wieder zurück, und die gierigen Finger des Sumpfes ließen ihn nicht los.

Stück für Stück zogen sie ihn in die Tiefe.

An den Füßen hatte es begonnen. Schon waren die Beine nicht mehr zu sehen, und von der Ruine her trieben lange Nebelschleier heran, als wollten sie den Tod des Menschen gnädig verdecken.

Der Sumpf schmatzte und schlürfte. Für die Menschen hörten sich die Geräusche wie triumphierende Laute an. Der Hexenwürger hatte den Austausch gewollt, der Sumpf nahm ihn an.

Gnadenlos zog er Bing Cordtland in die Tiefe.

Eine Frau begann bitterlich zu weinen. Scheue, aber auch vorwurfsvolle Blicke wurden ihr zugeworfen, denn keiner wollte, daß die grauenhafte Stimmung gestört wurde. Vielleicht fühlte sich dann auch der Hexenwürger nicht mehr sicher und drehte durch.

Das geschah nicht. Stumm und steif blieb er stehen. Aus seinen leblosen Augen schaute er zu, wie das Moor sein Opfer in die Tiefe zog. Bis fast zum Kinn steckte Bing bereits in der zähen Masse. Nur noch sein Gesicht war zu sehen. Das Mondlicht fiel darauf, ließ die verzerrten Züge deutlich erkennen, und ein jeder sah, daß der Mann plötzlich den Mund aufklappte.

Eine Sekunde später hörten sie den Schrei.

Er hallte über das flache Moor. Markerschütternd, gellend und voller Todesangst ausgestoßen, war er für die Menschen der akustische Beweis, daß sie einen Fehler begangen hatten. Sie hätten Mason Cordtland ruhen lassen sollen. Nun war es zu spät. Ein Wesen wie er kannte keine Dankbarkeit. Es erfüllte nur die dunklen Gesetze Schwarzer Magie.

Und die waren erfüllt.

Der Schrei erstickte in einem Röcheln, als der zähe Schlamm über die Lippen des Mannes in dessen Mund drang.

Sekunden später verschwand auch der Kopf.

Ruhig, fast harmlos lag die schwarze Fläche vor den Menschen, und nichts wies darauf hin, welch ein grauenvolles Ereignis hier vor Sekunden stattgefunden hatte.

Dafür lebte Mason Cordtland. Er drehte sich um. Die drei auf dem

Boden liegenden Riemen der Peitsche machten diese Bewegung mit. Cordtland stoppte, als er mit dem Rücken zum Sumpf stand.

Die Menschen aus Blackmoor hatte er jetzt vor sich, und er schaute sie an.

Jeder einzelne hatte das Gefühl, als würde der Blick des Hexenwürgers nur ihn treffen. Gar mancher war dabei, der unter diesem Blick zusammenzuckte.

»Ihr habt mich geholt, ich werde euch nicht enttäuschen«, sagte er mit tiefer, ein wenig krächzender Stimme. »Schon damals habe ich allen Hexen den Tod geschworen, und diesen Schwur vergaß ich nie. Ich werde ihn halten und einlösen. Dieses Dorf und all seine Menschen gehören von nun an mir. Ebenso wie die Burg. Ich habe gesehen, als ich aus dem Moor stieg, was mit ihr geschehen ist. Nur noch Reste sind da, aber das wird sich ändern. Nicht umsonst hat der Hexenstein überlebt. Er wird auch weiterhin meine stärkste Waffe sein. Dieser Hexenstein kann die Kräfte manipulieren, und ich werde ihn mir holen.«

Nach diesen Worten schweifte sein Blick in die Runde. Es war niemand da, der Cordtland widersprach. Die Menschen hatten eine viel zu große Angst vor dieser Gestalt.

Plötzlich lachte er. »Wie ich sehe, habt ihr Kreuze mitgebracht. Die sind nicht mehr nötig. Ich habe sie früher gebraucht, aber heutzutage nicht. Ich komme ohne die Kreuze aus, denn der Hexenstein wird meine Kraft erneuern, das kann ich euch versprechen. Und ich habe die Peitsche! Sie ist am wichtigsten für mich.« Er legte eine kurze Sprechpause ein, bevor er befahl: »Nehmt die Kreuze und werft sie in den Sumpf. Los, macht schon, ich will sie nicht mehr sehen!«

Die Menschen zögerten noch. Sie schauten sich an. Jeder wartete darauf, daß sein Nachbar den ersten Schritt tat, doch es war niemand da, der den Anfang machen wollte.

»Zeigt ihr Ungehorsam?« schrie der Hexenwürger. »Muß ich erst Gewalt anwenden?« Zur Untermauerung seiner Worte hob er den Arm und ließ die drei Peitschenriemen über die Köpfe der versammelten Dorfbewohner hinwegpfeifen.

Die Leute beeilten sich plötzlich. Dabei standen sie sich gegenseitig im Weg, als sie sich zu bewegen begannen. Jeder wollte der erste sein, der sein Kreuz oder seine Waffe dem Sumpf übergab. Sie schleuderten die Dinge auf die schwarze Fläche, die sie schmatzend an sich nahm und in die Tiefe zerrte.

Mason Cordtland schaute zu und war zufrieden. Er dokumentierte dies durch ein Nicken. »So ist es gut«, erklärte er. »So wollte ich es haben, denn ich habe jetzt die Führung übernommen. Ich bin euer Herr. Das Dorf und seine Menschen gehören mir. Wie es vor langer Zeit schon einmal war. Verstanden?«

Keiner der Dorfbewohner wußte, wie es vor langer Zeit ausgesehen hatte. Es gab wohl Aufzeichnungen, aber über Einzelheiten war nicht berichtet worden.

Allen war klar, daß andere Zeiten anbrachen, und viele machten sich bereits Vorwürfe. Sie hätten alles so lassen und nicht auf Bing Cordtland hören sollen.

Jetzt war es zu spät.

Mason Cordtland hatte das Kommando übernommen, und er würde es sich nicht mehr aus den Händen nehmen lassen. Dieser lebende Tote regierte mit eiserner Strenge und mit seiner Peitsche, die er gnadenlos einsetzte.

»Ich will den Stein!« erklärte er. »Den Hexenstein. Wißt ihr, was er bedeutet?«

Die Menschen schüttelten die Köpfe.

Da lachte der Hexenwürger. »Seid froh, daß ihr es nicht wißt. Seid nur froh. Ich jedoch sage euch, die Zeiten werden sich nicht ändern, sie haben sich bereits geändert. Mason Cordtland ist wieder da! Und er wird seine blutigen Zeichen setzen…«

Nach diesen Worten drehte sich der Hexenwürger um und verschwand. Wie ein Geist schritt er davon. Quer über das Moor ging er, und sein Ziel war die alte Ruine, in der sich einiges verändert hatte…

***

Vier Hexen befanden sich im Käfig!

Von einem Augenblick zum anderen hatten sich die Vögel in diese kreischenden Weiber verwandelt.

Sie waren widerlich, uralt und häßlich. Es war kein normales Alter, sondern eines, das es eigentlich nicht geben durfte. Ich hatte das Gefühl, Menschen vor mir zu sehen, die einmal vor langer Zeit gelebt hatten.

Furienhaft benahmen sie sich. Sie tanzten, sie kreischten, sie schrien, und sie warfen sich machtvoll gegen das Gitter zwischen den Stäben, um es zu sprengen.

Ihre Mäuler hatten sie weit aufgerissen. Wir konnten in die Rachen schauen, die seltsam grau aussahen. Die Hände waren Krallen, die Gesichter eingefallen, knochig, die Haare grau und strähnig, und an ihren mageren Körpern trugen sie nur Lumpen.

Wodurch die Verwandlung geschehen war, wußten wir nicht. Später erfuhren wir, daß ein magischer Nebeneffekt eingetreten war, als der Hexenwürger aus dem Sumpf stieg.

Noch aber waren wir ratlos, doch wir sahen, daß das Maschendrahtgitter dem Ansturm der Hexen nicht mehr lange standhalten würde. Bereits jetzt bog es sich gefährlich durch. Es war

nur eine Frage der Zeit, bis es endgültig riß.

So ausgemergelt und mager die Körper der vier Hexen auch waren, über ihre Kraft mußte man sich wundern, und sie schafften es tatsächlich, denn plötzlich riß an einem Stab das Gitter entzwei.

Die größte der Hexen hatte sich dagegengeworfen und sich freie Bahn verschafft. Sie griff an.

Ausgerechnet mich hatte sie sich für ihre Attacke ausgesucht. Mit vorgestreckten Armen, verzerrtem Gesicht und Krallenhänden jagte sie auf mich zu und sah erst im letzten Moment, daß ich mein geweihtes Silberkreuz hochriß.

Das Kreuz war schon in früherer Zeit für echte Hexen ein Grauen gewesen. Ein Mittel der Vernichtung. Daß wir es hier mit einer echten Hexe zu tun hatten, bemerkte ich wenige Sekunden später. Sie wollte noch ausweichen, hatte jedoch zuviel Schwung und rutschte zudem aus, so daß sie praktisch in das Kreuz hineinfiel.

Ihr Todesschrei zitterte durch den Keller!

Plötzlich entwickelte sie sich zu einem Kreisel. Vor meinen Füßen drehte sie sich, wobei ich ihren Körper kaum noch sah, weil er von einer Rauchwolke eingehüllt wurde. Sie stank widerlich, und die Reste der Hexe sanken schließlich zusammen.

Auf dem Boden blieben Asche und Knochen liegen.

Ich warf einen Blick nach links. Suko war weit zurückgewichen, weil er Platz brauchte, um seine Peitsche zu ziehen. Das hatte er bereits getan und auch einmal einen Kreis über den Boden geschlagen, so daß die drei Riemen herausfallen konnten.

Der Inspektor lächelte kalt. Er konnte mit der Peitsche fantastisch umgehen, war ein Meister seines Fachs, und er würde den drei Hexen keine Chance lassen.

Auch sie merkten, was mit dieser Waffe los war. Sie hielten sich zurück. Dann zischten sie sich Worte zu, die Suko und ich nur mit Mühe verstanden.

»Schaut an, schaut an, Schwestern, er hat auch eine Peitsche. Wie unser Freund Mason Cordtland.«

»Aber er ist es nicht.«

»Nein, er sieht so fremd aus.«

»Und seine Augen sind seltsam!«

Die Hexen unterhielten sich, während sie Suko und auch mich dabei anschauten. Ihre Blicke irrten von rechts nach vorn, sie wollten sich keine Blöße geben.

»Und jetzt paßt auf!« rief Suko. Er schlug so, daß die drei Riemen auseinanderfächerten.

Nach rechts konnten die Hexen nicht weg. Da stand ich und lauerte auf sie. Sie wollten unter den Schlägen hinwegtauchen, was ihnen zuerst auch gelang, dann aber fielen die Riemen zurück, und sie

klatschten auf ihre mageren, durchgebogenen Rücken.
Zwei Hexen erwischte es zuerst. Als die Riemen auf ihre krummen Rücken droschen, begannen die Furien schrecklich zu schreien. Die dritte hätte mich fast erreicht, wenn Suko nicht das Kunststück fertiggebracht hätte, den Riemen noch einmal durch eine Drehung eine andere Richtung zu geben.
Er erwischte die Hexe in Höhe der Wade und umwickelte sie.
Als Suko an der Peitsche zog, da wurde bereits das Bein der Hexe durchgetrennt. Ich sah noch ihr grauenhaft verzerrtes Gesicht, bevor aus dem Körper der Rauch quoll und sie einhüllte, wie auch ihre beiden Schwestern.
Alle drei Hexen vergingen.
Der endgültige Tod hatte nach ihnen gegriffen und sie gnadenlos an sich gerissen.
Tief atmete ich durch, während Suko die Peitsche sinken ließ, sie dabei umdrehte und die Riemen wieder in die Öffnung stopfte. Sie glitten leicht hinein.
Er grinste mich an. »Das waren sie also.«
»Ja, das waren sie«, erwiderte ich und hob die Schultern. »Weißt du eigentlich, wie viele Vögel uns unterwegs begegnet sind, Alter?«
»Ich habe sie nicht gezählt.«
»Wenn wir im schlimmsten Fall damit rechnen, daß jeder Vogel eine Hexe ist, haben wir verdammt viel Arbeit vor uns, wobei ich davon ausgehe, daß es nicht immer so glatt laufen wird wie jetzt.«
»Hast du Gründe?«
»Sicher. Denk mal nach.« Ich begann mit meiner Wanderung durch das Verlies, während ich sprach. »Da fahren wir in ein Dorf und werden plötzlich in die Vergangenheit katapultiert. Das ist doch normalerweise nicht drin, dieser seltsame unerklärliche Wechsel der Zeiten. Noch etwas kommt hinzu. Der geheimnisvolle Hexenwürger, von dem wir gehört haben. Mason Cordtland. Hast du ihn bisher gesehen?«
»Nein.«
»Er wird aber erscheinen, dessen bin ich ganz sicher. Suko, laß dir gesagt sein, wir stehen erst am Anfang. Der große Horror folgt noch, das kann ich dir flüstern.«
»Laß uns was tun.«
»Toll, wie arbeitswütig du heute wieder bist.«
»Ja, in der Nacht werde ich immer munter.«
»Da frage ich mal Shao.«
»Lieber nicht. Wenn sie die Wahrheit sagt, würdest du nur vor Neid erblassen und dich in eine Ecke setzen und weinen.«
»Strunz, geh in die Hütte«, erwiderte ich und verließ den Kellerraum. Bisher hatten wir nur diesen einen durchsucht. Was der Keller sonst

noch verbarg, wußten wir nicht, hofften jedoch, Spuren zu finden, die unter Umständen auf Mason Cordtland hindeuteten. Vielleicht hatte Bing, sein Nachkomme, Unterlagen verwahrt. Schließlich mußte er sich an irgendwelchen Dingen orientiert haben.

Wir teilten uns die Aufgabe, doch wir hatten beide Pech. Ein völlig normaler Keller lag vor uns. In den übrigen Räumen wurden alltägliche Dinge aufbewahrt, Konserven, Wein, Bier und alkoholfreie Getränke, wie sie jeder Mensch besitzt. Auch eine Kühltruhe entdeckten wir. Ich hob den Deckel an und fand sie gut mit Lebensmitteln gefüllt.

Auf dem Flur traf ich mit Suko wieder zusammen, dessen Schulterzucken mir bewies, daß auch er nichts entdeckt hatte.

»Laß uns noch einmal in der Wohnung nachsehen«, sagte ich.

»Was macht dich eigentlich so scharf darauf, unbedingt etwas finden zu wollen?«

»Ganz einfach. Wenn ich mich schon mit einem Fall beschäftige, möchte ich so viele Informationen über ihn sammeln, wie es eben geht. Das ist alles.«

»Und die findest du hier im Haus?«

»Das hoffe ich.«

Wir standen inzwischen in der Diele, in der wir mit Cordtland gesessen hatten. Dann gingen wir in das Arbeitszimmer.

Vor dem Fenster sahen wir einen alten Schreibtisch mit großer Platte, auf der einige Unterlagen ausgebreitet waren. Die Bücher in den Regalen interessierten uns weniger, der Schreibtisch mit den Unterlagen war einzig und allein wichtig für uns.

Interessant und bedeutsam war das aufgeschlagene Buch. Ein alter Wälzer, in seinen Ausmaßen weit über die eines normalen Buches hinausgehend. Ich schaute auf die Seite, blätterte dann zurück und fand einen Hinweis auf der ersten Seite, daß es sich bei dem Buch um ein altes Kirchenregister handelte.

»Siebzehnhundertdrei beendet«, las ich die Zahl laut vor, während Suko die Schreibtischleuchte so hinstellte, daß ihr Licht direkt auf die Seiten fiel.

Ich bedankte mich mit einem Kopfnicken.

Viel geholfen hatte das Zurechtrücken der Lichtquelle nicht, denn die Schrift auf den Seiten war mehr als blaß und mit dem bloßen Auge kaum zu erkennen.

Man mußte schon eine Lupe zu Hilfe nehmen, die mein Freund unter einem schmalen Hefter fand.

»Nimm die und fühle dich wie Sherlock Holmes«, sagte er, als er mir das Gerät reichte.

Zunächst einmal nahm ich Platz. Dann blätterte ich einige Seiten zurück und fand als Überschrift einen bekannten Namen.

Mason Cordtland!

Trotz Lupe war nicht sehr viel zu erkennen. Die Schrift konnte man als nicht lesbar bezeichnen. Zahlreiche Buchstaben waren verwischt, manche Worte fehlten, so daß die Leserei mehr einem Ratespiel glich.

Ich blätterte weiter und fand überall das gleiche.

»Nichts zu erkennen?« fragte Suko, der mir über die rechte Schulter schaute.

»Fast nichts«, schwächte ich ab.

»Zudem in einem sehr alten Englisch geschrieben«, sagte mein Freund. »Da kann ich sowieso nicht viel lesen.«

»Du solltest dich mehr mit Shakespeare beschäftigen«, stichelte ich.

»Klar, wenn mir der Job und Shao Zeit dazu lassen!«

»Shao zumindest.«

»Hast du eine Ahnung.«

Ich ließ mich nicht mehr stören und las weiter. Hin und wieder waren Sätze vorhanden, dann fehlten wieder welche, und das große Ratespiel begann von vorn.

Als ich das Buch vorsichtig zusammenklappte, war ich nicht viel schlauer.

»Was konntest du denn entziffern?« fragte Suko mich.

»Nun ja, ich habe etwas über einen Hexenstein gelesen, der angeblich noch existieren soll.«

»Eine Waffe?«

»Gewissermaßen, aber gegen Hexen. Irgendwie muß Mason Cordtland mit diesem geheimnisvollen Stein eine Verbindung eingegangen sein. So lange es den Stein gibt, so lange wird auch der Hexenwürger existieren, das meine ich, aus der Niederschrift herausgelesen zu haben.«

»Wo man diesen Stein findet, stand nicht zufällig dort zu lesen?« wollte Suko wissen.

»Nein.«

»Das heißt, wir müßten ihn suchen.«

Ich stand auf. »So ist es, mein Freund.« Ich trat an das Bücherregal und ließ meine Blicke über die Rücken der dort aufgereihten Bücher gleiten. »Zuerst hatte ich ja Bedenken, Bing Cordtland einfach laufenzulassen. Jetzt allerdings meine ich, daß wir uns damit einen Gefallen getan haben.«

»Sonst hätten wir die Informationen nicht«, fogerte Suko.

»Sehr richtig.«

»Dann wird Cordtland uns bestimmt mehr sagen können. Der Kerl wollte nur nicht.«

Ich nahm ein Buch aus der Reihe hervor und schlug es auf. Es beschäftigte sich mit der Geschichte der Inquisition. Sein Inhalt war durch Bilder aufgelockert worden. Was die alten, abgebildeten

Holzschnitte an grauenvollen Foltermethoden zeigten, war schon sehr schlimm. Ich bekam eine Gänsehaut, wenn ich daran dachte, daß sich so etwas wiederholen könnte oder wir es in der Vergangenheit miterlebten, falls wir wieder in einen Zeitsprung hineingerieten.

Es war mehr Zufall, daß ich ein Kapitel aufschlug, das sich direkt mit dem Dorf Blackmoor beschäftigte. Der Legende nach sollte es hier besonders viele Hexen gegeben haben. Man hatte für sie sogar einen eigenen Friedhof angelegt, den das Moor allerdings im Laufe der Zeit verschlungen hatte.

Und noch etwas fiel mir auf. Die Hexen warteten auf irgendein Ereignis. Es wurde immer von einer Königin gesprochen, die einmal erscheinen sollte.

Eine Königin?

Ich berichtete Suko davon.

Er hatte den gleichen Gedanken wie ich. »Ob damit vielleicht Wikka gemeint ist?«

»Die hätte uns zu unserem Glück noch gefehlt. Und wenn sie da ist, kann auch Jane Collins nicht weit sein. Schließlich hängt sie wie eine Klette an ihr.«

»Ich an deiner Stelle würde mit Wikkas Erscheinen rechnen. Zuviel spricht dafür, John. Die zahlreichen Hexen, der Stein, der Hexenwürger, das ist doch ein regelrechtes Karussell. Mich würde es sehr wundern, wenn Wikka da nicht aufspringen wollte. Schließlich sucht sie ihre Artgenossinnen.«

Da hatte mein Freund recht.

Wir sprachen noch darüber, ob wir das Haus weiterhin durchsuchen sollten, als der Inspektor plötzlich seinen Zeigefinger auf die Lippen legte.

Ich schaute ihn an. »Was hast du?«

»Da stimmt was nicht.«

»Und was?«

Suko hob die Schultern. Genau konnte er mir sein Gefühl auch nicht erklären, jedenfalls hatte ihn etwas gestört. »Es war nicht im Haus, muß von draußen gekommen sein und hat sich angehört, als würde jemand um das Grundstück schleichen.«

»Schritte?«

»Kann sein.«

»Laß uns nachsehen.« Wir gingen zur Tür und hatten sie noch nicht erreicht, als ich ebenfalls etwas vernahm.

Das kam von oben.

»Auf dem Dach«, sagte Suko in derselben Sekunde, riß die Tür auf, stürmte nach draußen und eilte die Stufen der Treppe hinunter. Ich folgte ihm sehr schnell. Nebeneinander blieben wir stehen, legten die Köpfe in den Nacken und blickten an der Hauswand hoch, um das

Dach sehen zu können. Es war mit dunklen Pfannen gedeckt. Das konnten wir trotz der miesen Lichtverhältnisse hier erkennen. Und noch etwas erkannten wir.

Es war eine Gestalt, die sich auf dem schrägen Dach fest an die Pfannen geklammert hatte.

Eine Frau - und Hexe!

***

Wir hätten eigentlich nicht überrascht sein dürfen. Dennoch traf uns der Anblick.

Durch das Auftauchen dieser Person hatten wir den endgültigen Beweis dafür, daß sich noch mehr Hexen in Blackmoor herumtrieben als die, die wir erledigt hatten.

Es war einfach, eine Erklärung dafür zu finden, wie sie auf das Dach gelangt war. Wenn sie tatsächlich in der Gestalt eines Vogels ein Zwischenleben geführt hatte, mußte sie sich auf dem Dach sitzend verwandelt haben.

Sie hatte uns ebenfalls gesehen, da sie in einer Schräglage hing und nach unten schaute, wobei sie den Kopf stark drehen mußte.

Ihr Gesicht konnten wir nicht genau erkennen, und die Haare waren mehr zu ahnen. Allerdings sahen wir ein strähniges Gewirr um ihren Kopf flattern.

Sie fauchte wie ein alter Seemann, als sie uns gesehen hatte und nun höher kletterte. Dabei wand sie sich wie eine Schlange. Der First war ihr Ziel.

Nur mit Mühe erreichte sie ihn, rutschte zwischendurch ein paarmal ab und blieb schließlich hocken, wobei sie einen Arm in die Luft reckte, die Hand zur Faust ballte und ein meckerndes Gelächter aus ihrem Mund drang.

»Die scheint sich da oben ziemlich wohl zu fühlen«, bemerkte Suko. »Sollen wir sie runterholen?«

»Du kannst sie ja fragen.«

»Witzbold«, erwiderte der Inspektor und griff zu seiner Beretta.

Ich sah dies, legte meine Hand auf seinen Arm und schüttelte den Kopf. »Nein, laß mal, Alter. Wir wollen mal sehen, was sie noch alles vorhat. Die sitzt ja nicht ohne Grund da oben.«

Das stimmte in der Tat. Plötzlich verwandelte sich das Gelächter in ein wildes Heulen. Wind kam auf, wurde zum Sturm, schüttelte uns durch und erfaßte die Hexe auf dem Dach.

Es war wie im Schauermärchen. Fehlte nur noch der Besenstiel, auf dem die Hexe ritt. Der Sturmwind trug sie aber auch so fort. Er packte mit seinen unsichtbaren Händen zu, wehte unter ihre Kleidung und schleuderte sie hoch in die Luft, so daß sich die alten Lumpen ballonartig aufblähten.

Dann war sie verschwunden.
Wir standen vor dem Haus und schauten ziemlich belämmert aus der Wäsche.
»Ich hätte sie doch packen sollen«, sagte Suko und blickte mich vorwurfsvoll an.
»Du kriegst noch deine Chancen. Wahrscheinlich mehr, als dir lieb sein werden.«
Am Haus hielt uns jetzt nichts mehr. Wir wollten uns unbedingt in Blackmoor umschauen. Wir waren sicher, daß noch mehr Hexen existierten.
Unsere Blicke glitten nach links. Dort lag das Moor, und in diese Richtung waren die Menschen gegangen, Bing Cordtland an ihrer Spitze. Sicherlich hatten sie den Hexenwürger treffen wollen.
Ob es tatsächlich der Fall gewesen war, würden wir sehr schnell in Erfahrung bringen, denn die Menschen kamen zurück.
Diesmal gingen sie nicht so gesittet nebeneinander. Sie redeten, drängten sich in mehreren Reihen, wobei uns auffiel, daß sie ihre großen Kreuze nicht mehr trugen.
In Deckung des Hausschattens zogen wir uns zurück. Der Ort lag wie ausgestorben da. Stimmen und Geräusche hörten wir nur von den aus dem Moor zurückkehrenden Menschen.
Als die ersten das Haus fast erreicht hatten, fiel Suko auf, daß sich Bing Cordtland nicht mehr bei ihnen befand. Ich sah es ebenfalls und hörte Sukos erstauntes Flüstern.
»Verdammt, John, der ist nicht mehr dabei.«
Gerade mit Cordtland hatten wir reden wollen. Jetzt mußten wir mit einem anderen sprechen. Ich pickte mir den heraus, der mit Namen Rodney hieß und ziemlich an der Spitze dieser Prozession schritt. Den Kopf hielt er gesenkt, die Hände hatte er zu Fäusten geballt. Er machte auf mich einen wütenden Eindruck.
Heftig schrak der Mann zusammen, als Suko und ich plötzlich vor ihm standen und ihm den Weg versperrten.
Ich beschloß, seine Überraschung auszunutzen und fragte: »Wo steckt Bing Cordtland?«
Eine Antwort erhielten wir nicht. Statt dessen holte Rodney Luft, während sich die anderen hinter ihm versammelten.
Ihre Haltung konnte man durchaus als feindlich bezeichnen.
»Sie sind ja immer noch hier!« zischte er durch die zusammengebissenen Zähne.
»Klar, und wir werden auch bleiben. Außerdem haben Sie mir noch keine Antwort auf meine Frage gegeben. Ich will wissen, wo sich Ihr Anführer, Bing Cordtland, befindet?«
»Der Sumpf hat ihn gefressen!« hörte ich aus dem Hintergrund eine dumpfe Stimme und reckte, um den Sprecher erkennen zu können,

den Kopf. Er blieb jedoch in der Finsternis verborgen. Da konnte jeder Mann, der hinter Rodney stand, seinen Kommentar gegeben haben.

»Stimmt das?« fragte ich.

Rod hob den Kopf und reckte mir sein kantiges Kinn entgegen. »Ja, es stimmt.«

»Und wie ist das passiert?«

Da grinste er kalt. »Er hat sich geopfert. Der Sumpf gab einen frei. Aber das Gleichgewicht muß gewahrt bleiben. Deshalb starb unser alter Freund Bing.«

Ich holte tief Luft. »Sind Sie sich eigentlich darüber im klaren, was Sie da eben gesagt haben?«

»Natürlich.«

»Nein, anscheinend nicht. Ein Mensch hat sein Leben verloren, und Sie sprechen darüber, als sei es etwas völlig Normales.«

Er hob die Schultern. »Die Zeiten haben sich geändert«, flüsterte er. »In Blackmoor wird es bald rundgehen. Wir haben wieder einen Beschützer, der mit der Hexenplage aufräumen wird. Mason Cordtland ist zurückgekehrt. Wir haben ihn aus dem Sumpf geholt, und er wird dafür sorgen, daß es bald keine Hexen mehr gibt.«

»Wo befindet er sich?«

Die einzige Antwort war ein Lachen. »Sie glauben doch nicht, daß ich Ihnen das verraten werde. Nein, Mister, Sie müssen ihn schon selbst suchen. Und wenn Sie ihn gefunden haben, seien Sie nur recht freundlich zu ihm, denn der Sumpf ist groß und tief.«

»Das wäre Mord an zwei Polizeibeamten«, mischte sich mein Freund Suko in das Gespräch ein.

»Bullen zählen hier nicht«, vernahmen wir abermals die Stimme des Sprechers, den wir nicht identifizieren konnten.

Andere nickten bestätigend. Ich brauchte nur in die finsteren Gesichter zu schauen, um zu wissen, daß man hier tatsächlich nicht viel von Polizisten hielt.

Rodney grinste. »Sie sehen also, daß Sie auf verdammt verlorenem Posten stehen. Hauen Sie lieber ab. Hier halten alle zusammen, kann ich Ihnen sagen. Ob Bulle oder nicht, das Moor macht keine Unterschiede.«

»Wo finden wir den Hexenwürger?« Ich ließ mich von dem Gerede nicht beirren.

»Kein Kommentar, Bulle. Und jetzt geht uns aus dem Weg, sonst nehmen wir nämlich an, daß ihr die Hexen seid.«

»Ja, los, machen wir sie fertig!«

Das waren die Männer, die schrien, während die Frauen still blieben und in eine völlig passive Rolle hineinschlüpften, denn sie hielten die männlichen Personen nicht zurück.

Im Nu wurde es gefährlich, und wir mußten uns etwas einfallen

lassen. Zum Glück stürmten sie nicht allesamt auf uns los, sondern nur die ersten vier.

Suko packte sich zwei von ihnen. Vor allen Dingen Rodney. Schon einmal hatte er durch meinen Freund eine Niederlage hinnehmen müssen, jetzt erlitt er die zweite.

Ich sah aus den Augenwinkeln, wie es Suko gelang, ihn an sich heranzuziehen und in die Höhe zu wuchten. Rodney zappelte und schrie, dann schleuderte ihn Suko gegen die anstürmenden Dorfbewohner und stiftete durch diese Aktion das reinste Chaos.

Plötzlich fielen mehrere Menschen übereinander. Sie wußten nicht mehr, was sie tun sollten und verloren den Überblick. Wir erhielten eine Atempause, denn auch ich hatte mich inzwischen meiner Gegner mit zwei gezielten Aktionen entledigt.

Sie lagen am Boden und bildeten für die Nackrückenden Stolperfallen. Uns blieben zwei Möglichkeiten. Wir hätten es hart machen oder uns zurückziehen können.

Wir entschieden uns für die letztere Alternative, denn wir hatten Menschen vor uns, keine dämonischen Geschöpfe, und darauf wollten wir Rücksicht nehmen.

Ich winkte Suko zu.

Es war ein geordneter Rückzug, indem wir in den Ort hineinliefen und die schreienden Dorfbewohner hinter uns ließen. Sie nahmen noch nicht sofort die Verfolgung auf, sondern blieben erst einmal zurück, wahrscheinlich, um den besten Plan auszuhecken.

Nach etwa 100 Yards stoppten wir unseren Lauf. Wir standen ungefähr dort, wo sich das Gasthaus befand, das wir, als wir in der Vergangenheit gelandet waren, betreten hatten.

Jetzt sah es anders aus. Es brannte sogar Licht. Wir sahen hinter einigen Scheiben die gelben Flecke, der Ort wirkte längst nicht mehr so ausgestorben wie vor einigen Stunden.

Und doch war er unheimlich.

Es mochte an der Atmosphäre liegen, vielleicht auch an der Luft, der Aura.

Wir spürten mit jedem Atemzug, daß sich etwas über unseren Köpfen zusammenbraute. Dabei dachten wir nicht mal an die Einwohner, sie waren zurückgeblieben, nein das Dämonische hatte mehr Einfluß genommen.

Die Dächer der Häuser und Ställe schienen sich unter einem gewaltigen Druck zu ducken. Waren die Schatten nicht tiefer geworden? Ich hörte das Miauen einer Katze und sah ein leuchtendes Augenpaar, das in der Finsternis grünlich schillerte.

Die Katze kam näher. Lautlos schlich sie, der Körper paßte sich den Bewegungen an.

Plötzlich blieb sie stehen.

Gleichzeitig riß sie ihr Maul auf, fauchte und produzierte einen Buckel.

Sie witterte die Gefahr!

Wir aber sahen sie!

Hexen, wohin wir schauten. Auf den Dächern, in den Wohnungen, den Häusern.

Furien, Weiber, wild und grausam, während in der Gaststube eine schrille Stimme schrie: »Kommt zum Hexenmahl! Wir haben zwei gefunden…«

***

Jane Collins war verzweifelt!

Zum erstenmal in ihrem Hexendasein spürte sie eine schreckliche Angst. Sie sah Wikka, ihre Meisterin und Lehrerin, vor sich am Boden liegen, schaute in das Gesicht, das überhaupt keine Ähnlichkeit mehr mit dem von früher hatte, und sah die verbrannte, schwarze Haut und die gespenstisch wirkenden weißen Augenhöhlen.

Dann glitt ihr Blick auf den Hexenstein. Wikka hatte es versucht und seine Kraft unterschätzt.

Jane fiel auf die Knie. Was um sie herum geschah und sich alles verändert hatte, bemerkte sie nicht, sie wollte nur endlich wissen, ob Wikka noch lebte.

Mit beiden Händen faßte sie nach der Hexe. Jane schüttelte sie, schrie und jammerte.

»Gib Antwort, Wikka! Wach auf! Du kannst nicht vernichtet sein. Du mußt leben. Der Satan hat dir nicht umsonst seine Kraft eingehaucht, verflucht noch mal!«

Wikka rührte sich nicht. Sie lag steif wie ein Brett auf dem Boden, und Jane Collins verging fast vor Wut und Hilflosigkeit. Sie hob den Kopf.

Da weiteten sich ihre Augen. Erst jetzt stellte sie fest, daß sie sich in einer anderen Umgebung befand. Zwar noch im Turmzimmer, aber der Hexenstein war auf einmal verschwunden, obwohl sie ihn doch vor Sekunden noch gesehen hatte.

Die ehemalige Detektivin begriff nichts. Sie ahnte nicht einmal, daß sie eine Zeitreise unternommen hatte oder in einen Zeitenwechsel hineingeraten war, für sie war alles unerklärlich. Aber es war nichts zurückgenommen worden, denn Wikka lag nach wie vor mit verbranntem Gesicht auf dem Boden.

Eine seltsame Einrichtung umgab sie. Da sah sie ein prächtiges Bett mit einem hohen Himmel darüber. Ein Schrank stand in der Nähe, und eine Waschgelegenheit gab es ebenfalls. Teppiche bedeckten den Boden, eine spanische Umkleidewand war auseinandergezogen worden, und neben dem Bett standen zwei Stühle.

Jane Collins hörte auch Stimmen. Da die Tür nicht geschlossen war, drangen sie durch den Turm nach oben. Ein Mann führte das Kommando. Sie verstand einzelne Worte und hörte Begriffe wie Hexenzauber, Hexenplage und den Begriff Folter…

Da zuckte Jane zusammen!

Folter! Natürlich. Sie hatte oft genug darüber gelesen. Man hatte die Hexen damals gefoltert, zu Tode gequält, einigen sogar die Haut abgerissen und dann auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Asche war zurückgeblieben.

Nur Asche…

Jane schluckte. Sie fühlte sich auf einmal hilflos. Wikka lag regungslos auf ihr. Sie konnte ihr nicht mehr beistehen, jetzt mußte sich Jane allein helfen.

Ihre Blicke irrten durch das Turmzimmer. Rechts und links des Bettes brannten zwei Kerzen. Die Flammen waren durch Glasbehälter geschützt, die zum Großteil den Schein dämpften, so daß das Zimmer eine fast gemütliche Beleuchtung aufwies.

Das alles interessierte Jane Collins nicht. Sie wollte nur raus aus diesem Turm, der für sie ein Gefängnis war.

Und die Stimmen wurden lauter. Jetzt vernahm sie auch schon die Schritte, die sich dem Zimmer näherten.

Sie konnte nicht unterscheiden, um wie viele Männer es sich handelte. Mindestens aber zwei.

Wohin?

Es gab nur eine Chance. Jane Collins mußte sich und Wikka in diesem Zimmer verstecken. Der Schrank kam nicht in Frage. Sicherlich würde derjenige, der den Raum betrat, um zu schlafen, die Türen öffnen und seine Kleidungsstücke in den Schrank hängen.

Also woanders.

Das Unterteil des Bettes stach ihr ins Auge. Es war ziemlich hoch. Da konnte man schon hinunterkriechen. Es war wirklich die einzige sich bietende Chance.

Jane nutzte sie sofort aus. Wikka ließ sie dabei nicht im Stich. Nicht, solange sie nicht wußte, ob die Oberhexe tot oder lebendig war. Jane huschte um Wikka herum, wartete am Kopfende einen Moment ab und bückte sich dann, um ihre Hände unter die Schulter der Oberhexe zu schieben. So zog und zerrte sie Wikka in Richtung Bett.

Unter großen Mühen und auch unter Zeitdruck gelang es ihr, die Meisterin unter das Bett zu schieben. Dann wurde es Zeit für sie, ebenfalls zu verschwinden.

So gelenkig wie eine Artistin verschwand Jane Collins unter dem Bett und blieb dicht neben Wikka liegen.

Jetzt wartete sie ab.

Ein wenig veränderte sie ihre Position noch, da sie unter das

Fußende des Bettes hinwegschauen wollte, denn in der Verlängerung dessen befand sich die Tür. So konnte sie erkennen, wer eintrat.

Die Männer hatten die Tür erreicht. Noch standen sie draußen. Eine tiefe Stimme sagte: »Ihr könnt erst einmal verschwinden. Wenn ich euch brauche, hole ich euch.«

»Gibt es keine Hexenjagd mehr, Sir?«

Das meckernde Lachen ließ abermals die Angst und die Wut in Jane Collins aufsteigen. »Sicher wird es die geben. Und wenn ich Lust habe, auch in der Nacht.«

»Ich wüßte eine kleine Hexe, die ich Euch schicken könnte, Sir.«

»So?«

»Ja, sie ist 17. Stammt aus der Nähe und macht die Burschen verrückt. Sie hat einen Körper, der…«

»Morgen, Freunde, morgen werde ich mir das Kind einmal vornehmen.«

»Aber gebt acht, Sir. Sie ist wild.«

»Die Folter hat noch jede gezähmt. Zudem habe ich den Hexenstein gefunden, der gibt mir Macht.«

»Ja, das wird er, Sir.«

Es waren die letzten Worte, die die beiden Männer sprachen. Danach wurde die Tür aufgestoßen, und einer betrat den Raum.

Jane Collins hielt den Atem an. Viel konnte sie von ihm nicht sehen. Sein brauner Mantel reichte zu weit nach unten. Er verdeckte die Beinkleider und fiel mit seinem Saum bis auf die Schuhe.

Der Mann drehte sich um und schloß die Tür. Tief atmete er durch, hustete, bewegte seine Arme und schälte sich aus dem Mantel. Er ließ ihn über dem Arm hängen, als er zu dem Kleiderschrank schritt und die beiden Türen aufzog.

Jane drehte sich unter dem Bett. Sie wollte alles genau verfolgen und sah, wie der Mann seinen Mantel in den Schrank hängte. Als er die Tür schloß, zuckte er plötzlich zusammen.

Die unter dem Bett liegende Jane Collins erkannte, daß seine Beinhaltung steif wurde.

Eine Weile geschah nichts. Bis plötzlich die Stimme des Mannes losdröhnte.

»Hier stinkt es nach Hexe!«

Da wußte Jane Bescheid. Jetzt mußte sie handeln, sonst war sie verloren.

»Wache!«

Als der Mann das brüllte, rollte Jane bereits an der anderen Seite unter dem Bett hervor, sprang auf die Füße, sah den Hexenwürger und auch dessen Peitsche, die er gezogen hatte. Die drei Riemen schimmerten silberfarben.

Die ehemalige Detektivin war für den Bruchteil einer Sekunde

abgelenkt. Die Augen wurden starr, das Hexenblut in ihren Adern schien zu gefrieren. In diesem Augenblick rammten die beiden Wachtposten die Tür des Turmzimmers auf.
Mit schußbereiten Musketen stürmten sie in den Raum, und Jane blickte genau in die Mündungen der Waffen, während der Hexenwürger anfing zu lachen.
Jane Collins drehte den Kopf. Furcht stand auf ihrem Gesicht zu lesen, während das Lachen des Mannes verstummte und er mit höhnischer Stimme fragte: »Wen haben wir denn da eingefangen? Ist das die kleine Hexe, von der ihr mir erzählt habt, Männer?«
»Nein, Sir!« Die beiden Wachtposten schüttelten die Köpfe.
»Na ja, ich werde schon sehen, was ich da gefangen habe!« Er lachte wieder und schwang seine Peitsche.
Jane glaubte, daß alles aus wäre, aber er wollte ihr nur Angst einjagen. Die drei Riemen wischten über ihren Kopf und klatschten gegen die Decke, während Jane zusammenzuckte und sich zur linken Seite hin drehte, bis sie gegen die Mündungen stieß.
»Angst, nicht wahr?« höhnte der Hexenwürger. »Du hast Angst?«
Jane preßte die Lippen zusammen. Sie stand da und zitterte. Selbst in diesen schrecklichen Sekunden dachte sie nicht im Traum daran, Wikka zu verraten. Und die Männer machten sich auch nicht die Mühe, den Raum weiter zu durchsuchen.
Mason Cordtland nickte. »Ja«, sagte er und grinste breit. »So eine Hexe habe mir schon immer gewünscht. Eine Hexe mit blonden Haaren. Die meisten von ihnen sind schwarzhaarig. Aber das macht nichts. Ich höre auch andere gern schreien. Wie bist du überhaupt in mein Schloß gekommen, du Weib?«
»Ich… ich…«
»Rede!«
»Das Tor war offen. Die Wachen haben nicht hingesehen, da bin ich hineingegangen.« Jane hatte sich bei der Antwort blitzschnell auf die Zeit, in der sie sich nun befand, umgestellt. Sie erzählt natürlich nichts von dem Hexenstein und dessen schrecklicher Wirkung.
Cordtland nickte. »So war das also. Nun ja, jetzt bist du hier und wirst mir auch nicht mehr entkommen, dafür sorge ich schon.«
Er hob seinen rechten Arm leicht an, so daß Jane Collins die drei Riemen der Peitsche sehen konnte.
»Ich stelle dir jetzt eine Frage, die ich gern von dir beantwortet hätte. Lügen hat keinen Sinn, das sage ich dir vorher. Ich finde die Wahrheit sowieso heraus. Bist du eine Hexe oder bist du es nicht?«
Jane schaute dem Mann ins Gesicht. Kalt waren ihre Augen. Nichts in ihrem Gesicht regte sich. Die beiden unter den Glasdeckeln brennenden Kerzen warfen einen gelbroten Schleier über ihre Haut.
»Ja«, erwiderte sie mit klarer Stimme, »ich bin eine Hexe!«

Cordtland und die beiden mit Musketen bewaffneten Aufpasser rissen vor Staunen die Augen auf. »Du gibst es zu?« fragte der Hexenwürger leise und lauernd.

»Weshalb sollte ich es abstreiten? Ich bin eine Hexe!«

Cordtland nickte. »Das ist gut«, flüsterte er, »das ist sogar sehr gut.« Er schlug mit der Peitsche auf das Bett. »Dann werde ich doch nicht schlafen gehen, denn das andere Vergnügen findet in der Folterkammer statt. Ich habe dir ja schon gesagt, daß ich Hexen nicht mag. Ich töte sie, doch vorher werden sie alle Höllen erleben, da kann ihnen auch der Satan keinen Schutz geben!«

»Asmodis wird mich rächen!«

Cordtland lachte, als er diese Worte vernahm. »Der Teufel!« schrie er. »Ich weiß, ihr alle verlaßt euch auf den Teufel. Ihr huldigt ihm, ihr betet ihn an. Aber täuscht euch nicht, verfluchte Hexenbrut. Der Teufel hilft nicht immer. Ich habe ihn schon mehr als einmal ausgetrieben, darauf kannst du dich verlassen. Und bei dir, kleine Hexe, wird es mir ein besonderes Vergnügen sein, dich auf die Streckbank zu spannen oder deinen Körper auf das Rad zu binden, um dich mit glühenden Zangen zu quälen.«

Er redete sich selbst in Rage, wobei seine Augen ein gefährliches Leuchten annahmen. Dann wechselte er das Thema. »Wie heißt du eigentlich? Sag mir deinen Namen!«

»Jane!«

»Aha, die Hexe Jane. Wie schön.« Er lachte wieder. »Eine Jane hatte ich lange nicht mehr in der Folterkammer.« Heftig nickte er den beiden Wachtposten zu. »Schafft sie nach unten!«

Auf diesen Befehl hatten die Männer schon gewartet. Bevor Jane sich versah, umklammerten sie die Hände der starken und kampferprobten Handlanger.

Die Männer wußten, wie sie mit ihren Opfern umzugehen hatten. Sie kannten die eisenharten Griffe und Tricks, aus denen sich die Frauen nicht mehr befreien konnten.

Jane Collins war zwar keine voll ausgebildete Hexe, allerdings besaß sie einige magische Fähigkeiten, die sie schon mehrere Male unter Beweis gestellt hatte. Auch hier wollte sie diese Fähigkeiten einsetzen, doch da bestand plötzlich eine Barriere, ein Hindernis. Jane gelang es nicht. Ihr Zauber verpuffte. Wahrscheinlich, weil Wikka nicht mehr an ihrer Seite stand.

Die ehemalige Detektivin wurde hinausgeschafft, und der Hexenwürger öffnete den Schrank, um seinen Mantel wieder hervorzuholen.

»Es ist kalt im Folterkeller«, murmelte er. »Und frieren will ich nicht.« Er warf sich das Kleidungsstück über und verließ das Turmzimmer, ohne es noch einmal zu durchsuchen.

So wurde Wikka nicht entdeckt…

Inzwischen schleiften die beiden Männer Jane Collins die lange Wendeltreppe hinunter. Auch hier nahmen sie keine Rücksicht. Es war ihnen egal, ob ihr Opfer stolperte oder gegen die rauhen Wände schlug, das war nur ein Vorspiel. Die richtigen Qualen würden erst noch kommen. Später, in der Folterkammer.

Im Schloß war es ruhig.

Man hatte nicht alle Lichter gelöscht. In manchen Nischen sah Jane Collins brennende Kerzen, deren flackernder Schein auch über die Stufen fiel und sie erhellte.

Sie hatte einen ziemlich weiten Weg vor sich, denn die Wendeltreppe führte von der höchsten Stelle des Schlosses aus bis tief in die Verliese hinein.

Sie endete erst vor einer alten Holztür, die mit einem Kettenschloß gesichert war.

Während einer der Bewacher die Tür aufschloß, hielt der andere Jane Collins in Schach. Er richtete die Mündung seiner Muskete auf die blondhaarige Frau, die abermals versuchte, ihre Kräfte einzusetzen. Sie konzentrierte sich auf das Gewehr. Vielleicht konnte sie es unbrauchbar machen, zudem wünschte sie sich, daß der Mann vor ihr in Flammen aufging.

Das gelang ihr nicht. Die Hexenkräfte, die sie einmal so intensiv gegen Glenda Perkins eingesetzt hatte, prallten bei ihren Bewachern ab. [4] Es gab da ein Umfeld, das Jane Collins störte. Wahrscheinlich hing dies mit dem geheimnisvollen Hexenstein zusammen, den sie ja gesehen hatte und der so plötzlich verschwunden war.

Endlich war die Tür offen. Sie schrie und knarrte in den Angeln, als der Bewacher sie aufzog. Mit der Kante schabte sie über den Boden, und Jane konnte in das Verlies schauen, das von einem flackernden Lichtschein erhellt wurde.

Es war der Widerschein der Fackeln, der sich ausbreitete und geisterhaft über die dicken Mauern strich. Als Jane über die Schwelle geschoben wurde, fand sie sich zunächst in einem Gang mit niedriger Decke wieder.

Sie nahm einen typischen Geruch wahr. Es roch nach Blut, nach Tod und Vergänglichkeit. Dunkle Flecken an den Wänden zeugten davon, daß hier schlimme Dinge geschehen waren, und es war auch nicht still, denn Jane vernahm das Wimmern der Gefangenen.

Die Laute verstärkten sich, je tiefer sie in den unheimlichen Keller hineinschritt. Sie wurden von den kahlen Steinwänden zurückgeworfen, ein verzweifeltes Heulen und Jammern verlorener Menschen oder Hexen, die sicherlich schon gefoltert worden waren oder im Schandturm gehungert hatten und nun auf ihre Hinrichtung warteten.

Überall steckten die Pechfackeln. Sie gehörten zu dieser unheimlichen Szenerie wie die dicken Mauern und düsteren Gewölbe, hinter denen alle Schreie erstickten.

Die beiden Wachtposten hielten Jane links und rechts umklammert. Es hatte keinen Sinn, wenn sie Widerstand entgegensetzte, sie würde sowieso weitergeschleift werden.

Dann sah sie die ersten Verliese. Aus ihnen drangen die Schreie.

Die Bewacher blieben extra stehen, damit Jane auch einen Blick nach links werfen konnte.

Wie Tiere waren die Frauen eingesperrt. Sie lagen auf Stroh, waren gezeichnet, verletzt und nur noch dem äußeren Erscheinungsbild nach Menschen.

Ansonsten hatte man sie zerbrochen.

»So wirst du auch bald aussehen«, sagte einer der Aufpasser und lachte laut.

Jane schüttelte sich. Eine Frau war an das Gitter herangekrochen und hatte ihre aufgeschürften, blutigen Hände um die Gitterstäbe des Verlieses geklammert.

»Du bist schön, Mädchen!« krächzte sie. »Du bist sehr schön. Ich war es auch einmal. Dann fiel ich den Folterknechten in die Finger. Jetzt siehst du, was sie aus mir gemacht haben, schönes Mädchen. Warte ab, es dauert nicht mehr lange, dann siehst du so aus wie ich. Das kann ich dir sagen.«

Einer der Bewacher trat zu. Und sein Fuß traf genau die Stelle zwischen zwei Stäben.

Das schrecklich gezeichnete Gesicht verschwand ebenso wie die beiden Hände.

»Weiter!«

Jane wurde fortgezerrt und gelangte tiefer in die unheimlichen Gewölbe. Die Schritte der Wachtposten hallten von den Wänden zurück, und Jane sah auch das Ziel, das sie anvisierten.

Es war eine große Tür. Sie lief oben zu einem Halbkreis zusammen. Ohne daß es ihr gesagt worden war, wußte Jane Collins, daß hinter der Tür die Folterkammer lag.

Ihre Todeskammer!

»Folterknecht!« brüllte einer der Männer. »Folterknecht, komm her. Wir haben Nachschub.« Er lachte laut, und sein Lachen verstummte, als die Schritte erklangen.

Aus den Schatten des Gewölbes löste sich eine Gestalt. Sie war zuerst nicht genau zu erkennen, zudem konnte man den Ankömmling als einen Zwerg bezeichnen. Als er näherkam, erkannte Jane, daß der Folterknecht ein kleiner Mensch war, zudem verwachsen. Er hatte einen Buckel. Sein krummer Oberkörper war mit Fellen bedeckt, die in Höhe der Hüfte von einem starken Gürtel gehalten wurden. In dem

Gürtel steckten mehrere lange Messer und eine Peitsche.

»Wir bringen dir Nachschub, Folterknecht«, sagte einer von Janes Bewachern und grinste breit.

Der Verwachsene lachte. »Für so einen schönen Nachschub kann man mich in der Nacht wecken.«

Er trat nahe an Jane heran und kniff ihr ins Fleisch. »Gut!« lobte er, »sehr gut. Eine schöne Hexe mal wieder, eine sehr schöne…«

Jane roch den Schnapsatem des Widerlings, der sich nun umwandte, einen Schlüssel hervorholte und von den Männern zurückgepfiffen wurde. »Es ist bereits offen, du Narr.«

»Ja, ja, schon gut.« Der Folterknecht hob den Arm und zog die Tür zu seinem Reich auf.

Jane Collins hatte schon jetzt das Gefühl, das Stöhnen und Wehklagen der Mißhandelten zu hören, aber es war nur die Tür der Kammer, die so knarrte und ächzte.

Fackeln brannten auch in dem Verlies der Qualen, das größer als die anderen war.

»Rein mit dir!« lachten Janes Bewacher und stießen sie vor.

Die Collins taumelte über die Schwelle.

Der Schlag in den Rücken trieb sie in die Kammer, die eine gewölbte Decke aufwies und deren Mittelpunkt das Rad aus starkem Holz war, auf dem die Hexen festgebunden wurden.

Neben dem Rad lagen die Stricke. Sie zeigten zum Teil Blutspuren. Vier lange Fackeln in eisernen Haltern sorgten dafür, daß die Kammer genügend ausgeleuchtet wurde. Jane Collins konnte jedes Instrument erkennen.

Der Folterknecht begann zu kichern, bevor er sagte: »Ich werde nur noch die Kohle anglühen! Wartet einen Augenblick.«

Er griff zu einem Blasebalg und trat dicht an das Becken, wo die Kohle noch nicht völlig erloschen war.

Der Verwachsene pumpte Luft hinein, und die Stücke nahmen eine andere Farbe an.

Sie glühten auf und wirkten wie gefährliche Augen.

An den Wänden hingen die Marterwerkzeuge. Es waren schreckliche Dinge darunter. Lanzen, Messer, Zangen, lange Nägel, alles fand man dort, um einen Menschen zu quälen.

Jane sah auch hölzerne Fuß- und Handquetscher, hinzu kam die große Streckbank an der Wand und ein Brett mit aufgestellten Nägeln. Ein schauriges Sammelsurium, gefährlich und grausam. Aber man hatte sich dieser Dinge bedient, um Hexen geständig zu bekommen.

Neben den von der Decke herunterhängenden Eisenketten mußte sich Jane aufbauen und durfte sich nicht rühren, während die Mündungen der Musketen auf sie gerichtet waren.

Der Folterknecht nickte zufrieden. »Die Kohle glimmt«, meldete er.

»Wir können anfangen.«
»Nein, wir warten auf den Herrn.«
»Ahhh, er kommt selbst.« Der Verwachsene kicherte. »Ich hatte es mir schon gedacht. Schöne Hexen überläßt er mir leider nicht sofort. Er will selbst…«
»Halt deinen Mund!«
Der Folterknecht verbeugte sich spöttisch. »Bin ja schon still, keine Sorge!«
Da erklangen Schritte. Sie hämmerten draußen auf dem Steinboden, wurden rasch lauter, und wenig später betrat der Hexenwürger die Kammer der Qualen.
Er blieb dicht hinter der Schwelle stehen, schaute auf das Kohlebecken und nickte zufrieden. »Gut«, lobte er seinen Folterknecht. »Jetzt brauche ich nur noch Feuer.«
»Wollt ihr glühende Zangen nehmen, Herr?«
»Wahrscheinlich.«
»Ja, ja, Herr. Ich fache die Flammen schnell an. Ihr werdet zufrieden sein.«
Mason Cordtland konnte sich auf seinen Mann verlassen. Er wandte sich den beiden anderen Kerlen zu, die Jane nach unten geschleppt hatten.
»Flechtet sie auf das Rad!« befahl er.
Die beiden reagierten sofort. Jane kam nicht dazu, sich zu wehren. Es hätte zudem keinen Sinn gehabt. Sie machte sich nur steif, aber damit rechneten die Männer, so etwas hatten sie im Griff, und sie drückten Jane mit dem Rücken auf das große Holzrad.
Als sie unter ihrem Rücken den harten Widerstand spürte, da schluchzte sie zum erstenmal auf. Diese Berührung war etwas, das sie störte, und sie sah, wie sich der Hexenwürger bückte, um die Stricke aufzuheben, die er dicht vor ihren Augen baumeln ließ.
Er lachte. »Die Stricke haben schon viel erlebt und gesehen. Aber sie werden halten, das kann ich dir versprechen.« Er nahm sie zwischen beide Hände und zog heftig daran. »Jetzt!« zischte er.
Dieser Befehl galt den beiden Bewachern.
Sie hatten ihre Gewehre abgestellt und stürzten sich auf die wehrlose Jane Collins.
Im nächsten Augenblick bewiesen sie, wie gefährlich und routiniert sie waren. Es dauerte nur Sekunden, bis sie es geschafft und die Stricke um den Körper der Hexe gedreht hatten.
Verzweifelt bäumte sich Jane in den Fesseln auf. Ihr Gesicht verzerrte sich. Sie schrie und fluchte. Vor allen Dingen ihr Fluchen machte den Anwesenden klar, daß sie tatsächlich mit dem Teufel im Bunde steckte.
»Satan!« brüllte sie, daß es laut durch die unheimliche Folterkammer

hallte. »Satan, hilf mir! Komm mir zu Hilfe! Ich bitte dich darum, Satan!«

Auch der Hexenwürger hatte die Worte gehört.

»Nein!« hielt er dagegen und schüttelte den Kopf. »Nein, verdammt, der Satan wird dir nicht helfen - niemals!«

Jane spie ihn an.

Cordtland schlug zu. Hart wurde Jane getroffen. Den Kopf konnte sie noch bewegen. Sie schüttelte ihn wild, während sie schrie: »Die Hölle wird euch besiegen, ihr verdammten Folterknechte!«

»Die Hölle hat uns noch nie besiegt, obwohl man es uns immer versprach!« lachte der Hexenwürger. »Du aber wirst den morgigen Tag nicht mehr erleben und uns all das sagen, was wir wissen wollen. Die Streckbank und die glühenden Zangen haben bisher noch jeden zum Reden gebracht!«

»Ihr werdet mich nicht töten!« schrie Jane Collins. »Ihr schafft es nicht. Ihr könnt es gar nicht!«

Mason Cordtland ließ sich nicht beirren. Er hob den Arm und ließ ihn rasch wieder fallen. »Folterknecht!« schrie er. »Fang endlich an, ich will sie wimmern hören…«

***

Was hatten die verdammten Furien da gesagt? Hexenmahl? Wir glaubten, uns verhört zu haben. Suko war ebenfalls sprachlos und schaute mich an.

Hinter den erleuchteten Scheiben sahen wir die Hexen. Sie tanzten einen wilden Reigen, schrien dabei, lachten und kreischten. Manchmal traten sie auch an das Fenster, preßten ihre Gesichter gegen die Scheiben und drückten sie daran platt, so daß sie schwammig und wie ausgelaufen wirkten.

Von den Einwohnern hatten wir noch nichts gesehen. Sie hielten sich zurück, aber sie mußten inzwischen erfahren haben, daß die Hexen ihren Ort besetzt hielten.

Ich fragte mich, woher sie kamen.

Überhaupt war dieser verdammte Fall mehr als rätselhaft. Wir waren blauäugig in ihn hineingestolpert und mußten die Suppe nun auslöffeln.

Plötzlich hörten wir ein gewaltiges Krachen. Zuerst wußten weder Suko noch ich, wo es hergekommen war. Wir liefen ein Stück zurück, drehten uns und sahen plötzlich den Kirchturm, auf dessen Spitze etwas schwankte.

Es war das Kreuz!

Jemand hatte es mit einem glühenden Lasso eingefangen. Mehrere Hexen schwebten in der Luft, hielten das Lasso an einem Ende umklammert und setzten all ihre Kräfte ein.

Das Kreuz hielt nicht mehr lange stand.
Es schwankte noch stärker, dann verlor es den Halt und kippte um. Wir sahen es verschwinden. Mit ihm waren auch einige Steine aus dem Turm gerissen worden, die ebenso dumpf aufschlugen wie das große Kreuz aus Eisen.
In der Luft schwebend stimmten die Hexen ein irres Triumphgeheul an, und in fauchenden Windstößen jagten sie dem Erdboden entgegen.
»Sie nehmen das Dorf in Besitz«, sagte Suko. »Sie wollen es dem Hexenwürger heimzahlen.«
»Ja, natürlich. Dabei frage ich mich nur, wie sie Vergangenheit und Gegenwart miteinander mischen können?«
»Durch ihn.«
»Möglich.«
»Wenn wir ihn finden«, spann Suko den Faden weiter, »könnten wir dem Spuk ein Ende bereiten. Er wird Amok laufen und dabei Unschuldige in den verdammten Strudel mit hineinziehen. Ich glaube kaum, daß die normalen Menschen große Chancen haben.«
Da hatte mein Freund den Nagel auf den Kopf getroffen. Wenn die Bewohner von Blackmoor zwischen die Mühlsteine der sich bekämpfenden Parteien gerieten, sah es für sie böse aus.
»Wir müssen Cordtland haben!« erklärte ich.
»Und wo willst du ihn finden?«
»In der Ruine.«
»Damit läßt du das Dorf ohne Schutz.«
»Stimmt auch wieder.«
»Es gäbe natürlich eine Lösung«, sagte Suko nach einer Weile.
Tief atmete ich ein. »Ich weiß, Alter, was du sagen willst. Wir müßten uns trennen.«
»Darauf wollte ich hinaus. Einer bleibt hier, während der andere sich auf die Suche nach dem Hexenwürger begibt.«
»Und wer wird das sein?«
»Losen wir.«
Es war verrückt. Da standen wir inmitten eines von Hexen überfallenen Dorfes und losten darum, wer etwas gegen wen unternahm. Der helle Wahnsinn.
Suko hielt bereits eine Münze in der Hand. »Zahl?« fragte er mich.
»Ja.«
Mein Freund warf die Münze in die Luft, schaute ihr nach, fing sie auf, schloß die Hand und streckte mir die Faust entgegen.
»Öffnen.«
»Wenn die Zahl oben liegt, gehst du?«
»So ist es.«
Suko öffnete die Faust. Wir beide starrten auf die Münze und sahen die Zahl.

»Mist«, murmelte mein Partner. »Ich wäre gerne gegangen. So aber kann ich dir nur viel Glück wünschen.«

»Danke, das kann ich brauchen.«

»Vielleicht ist es besser, wenn ich mich um die Mehrzahl der Hexen kümmere. Ich habe die Dämonenpeitsche und brauche keine Munition zu verschwenden. Ich kann mir nämlich nicht vorstellen, daß sie der Peitsche etwas entgegenzusetzen haben.«

»Das stimmt allerdings.« Ich gab Suko noch einen Schlag auf die Schulter, danach machte ich mich auf den Weg.

Seltsamerweise griffen mich keine Hexen an, als ich in die engen Gassen zwischen den Häusern eintauchte. Den Grund wußte ich nicht. Ich konnte nur raten. Wahrscheinlich wollten sie warten, bis sich die Menschen im Dorf versammelt hatten.

Auf kleinen Umwegen lief ich den Weg zurück, den wir gekommen waren. Es half alles nichts, aber ich mußte durch das Moor, denn irgendwie hatte ich das Gefühl, daß die Ruine des Schlosses in diesem Fall eine große Rolle spielte.

Bisher hatte ich den Hexenwürger nicht gesehen. Auch als ich die Häuser endlich hinter mir gelassen hatte, war von ihm nichts zu entdecken. Dafür hörte ich die Stimmen der Einwohner. Am Rand des Dorfes hatten sich die Menschen versammelt.

Sie redeten heftig miteinander. Ich wollte gern wissen, um welche Themen sich die Gespräche drehten, und näherte mich den Leuten in Deckung eines Schuppens.

»Die Hexen sind da, Freunde. Sie waren schon immer da und haben uns beobachtet.«

»Als Vögel«, sagte ein anderer.

»Genau.«

»Und jetzt?«

»Wir müssen sie vernichten«, erklärte der erste Sprecher. »Das wird uns doch wohl gelingen.«

»Du hast Humor.«

»Habe ich auch. Oder habt ihr vergessen, daß wir Mason Cordtland auf unserer Seite haben? Er ist doch der große Meister, er hat uns die Kraft gegeben, und er wird dafür sorgen, daß alles in die richtigen Bahnen gelenkt wird.«

»Wo steckt er denn?«

Jetzt spitzte ich die Ohren. Vielleicht konnte ich mehr erfahren. »Er wird den Hexenstein holen. Und wenn er damit zurückkommt, haben die verdammten Furien keine Chance mehr.«

»Das hoffen wir.«

»Verlaßt euch drauf.«

»Sollen wir hier auf ihn warten?« mischte sich eine Frau mit zitternder Stimme ein.

»Eigentlich nicht.«
»Aber wenn wir ins Dorf gehen, dann überfallen uns die Hexen und töten uns. Wir haben Kinder dabei. Nur einige, die kleinsten, sind zurückgeblieben.«
»Das ist wirklich ein Problem.« Die Menschen diskutierten hin und her. Ich konnte nicht so lange warten, bis sie eine Entscheidung getroffen hatten, ich wollte zur Schloßruine.
Meinem Freund drückte ich die Daumen, daß er mit den Hexen und auch den Bewohnern fertig würde. Wenn sie etwas erreichen wollten, mußten sie sich zusammentun.
Das Moor sah ich vor mir. Es war gefährlich, tückisch und unheimlich. Wer er nicht kannte und vom Weg abkam, war rettungslos verloren.
Ich suchte nach Hinweisschildern, die mir zeigten, wo es vielleicht einen Pfad durch das Moor gab. Es war reiner Optimismus, ich sah nämlich nichts. Die Einwohner hatten es nicht nötig, so etwas aufzustellen, sie kannten den Sumpf schließlich, und Fremde wollten sie sowieso nicht haben.
Ich lief weiter. Vorbei an Bäumen, Büschen und Sträuchern. Dabei stellte ich fest, daß der Boden unter meinen Füßen weicher geworden war. Schwammiger, Zäher. Manchmal hatte ich Mühe, meine Füße wieder hervorzuziehen.
Nein, diesen Weg konnte ich nicht nehmen. Er würde mich direkt ins Verderben führen.
Eine seltsame Stille umgab mich, die, so paradox es klingt, trotzdem eine Geräuschkulisse aufwies. Es war das ewige Schmatzen, das geheimnisvolle Glucksen und lockende Rascheln des Sumpfgrases, das die Opfer ins Moor holen wollte.
Ich gab jetzt genau acht, wohin ich meine Schritte setzte. Leider trug ich keine starke Lampe bei mir, die Bleistiftleuchte wollte ich schonen. Schräg über mir stand der Mond, Sein Licht warf einen fahlen Teppich auf den Sumpf, so daß ich mich wenigstens einigermaßen orientieren konnte.
Ich sah die abgestorbenen, verkrüppelten Bäume manchmal wie Scherenschnitte über der schwarzen Fläche schweben, und mir wehte der faulige Geruch entgegen, der ebenfalls so typisch für das Moor oder den Sumpf ist.
Die Bewohner von Blackmoor waren aus dem Sumpf gekommen. Es mußte demnach einen Weg geben.
Ich wollte ihn finden.
Und ich fand ihn.
Es war wirklich Glück, daß ich so schnell auf ihn stieß, denn unter meinem rechten Fuß hörte ich kein klatschendes oder schmatzendes Geräusch mehr, sondern ein hohl und dumpf klingendes.

Ich war auf eine Bohle getreten.
Und wo sich eine befand, mußten auch noch weitere in der Nähe sein. Es stimmte. Als ich weiterging, da merkte ich den Widerstand und war sicher, einen der Wege durch das Moor gefunden zu haben.
Die Ruine, mein Ziel, rückte in greifbare Nähe.
Ich brauchte keine Furcht mehr zu haben, einzusinken, der Bohlenweg war wirklich gut angelegt worden und erleichterte mir meinen Marsch durch das unbekannte Gelände sehr.
Trotzdem schwankte der Weg. Manchmal hatte ich das Gefühl, auf einer aus Holz und Strickleitern gefertigten Brücke über eine Schlucht zu laufen. Wenn ich nach rechts und links blickte, sah ich nur die schwarzbraune, sumpfige Fläche.
Manchmal bewegte sie sich. Hin und wieder stiegen Sumpfgas-Blasen an die Oberfläche.
Tiere lebten ebenfalls im Sumpf. Hin und wieder hörte ich das Quaken der Frösche und manchmal einen seltsamen Schrei, der sich wie der eines Menschen anhörte, jedoch von einem Tier stammte.
Geisterhaft tanzten die Nebelstreifen über die Fläche. Hin und wieder wurden sie so dicht, daß sie mir den Blick auf die Ruine nahmen. Sie lag doch weiter entfernt, als ich angenommen hatte. Aber in der Dunkelheit täuschten die Entfernungen sehr. Da glaubte man, etwas nahe zu sehen, was in Wirklichkeit ziemlich weit entfernt ist. So erging es mir mit der Ruine.
Plötzlich blieb ich stehen. Ich hatte meinen Blick mal wieder auf die Ruine gerichtet, und ich war jetzt sicher, daß sie sich verändert hatte. Sie sah plötzlich anders aus, nicht mehr so zerfallen. Da gab es keine Lücken mehr zwischen den Mauern, fest und starr hoben sie sich vom Erdboden ab.
Und es schimmerten Lichter. Wie kantige Augen glühten sie hinter den Öffnungen in den Türmen und Zinnen auf. Ich sah Fackelschein und glaubte sogar, Stimmen zu vernehmen.
Was war geschehen?
Eine Erklärung dafür zu geben, war nicht einfach, dennoch versuchte ich es.
Wir waren schließlich auch bei unserer Ankunft in der Vergangenheit gelandet, weshalb sollte das gleiche nicht mit der Schloßruine passiert sein?
Vielleicht erlebte ich sie jetzt so, wie sie einmal in der Vergangenheit gewesen war! Damit mußte ich rechnen. Abermals hatte ein Wechsel der Zeiten stattgefunden. Ich war wieder hineingeraten, erlebte die Vergangenheit und gleichzeitig die Gegenwart.
Unwahrscheinlich, so etwas.
Das mußte man sich mal vorstellen. Zum Greifen nahe und dicht vor mir lag die Vergangenheit, während ich mich in der Gegenwart

bewegte, so hoffte ich wenigstens.
War das Science Fiction?
Ja und nein. Ich glaubte eher an Schwarze Magie, denn sie war in der Lage, die Gesetze der normalen Physik aufzuheben. Schon des öfteren hatte ich so etwas erlebt.
Ich wunderte mich nur, daß sich mein Kreuz nicht bemerkbar machte. Wahrscheinlich drohte noch keine unmittelbare Gefahr für Leib und Seele, so daß ich erst einmal weiterging.
Die Bohlen hielten. Zwar schwankten sie manchmal ein wenig, und mich durchfuhr dann immer ein Schreck, doch sie sanken unter meinem Gewicht niemals ein.
Weiterhin vertraute ich auf die Festigkeit des Weges und ging sogar schneller.
Trotzdem dauerte es noch ziemlich lange, bis ich wieder festen Boden unter den Füßen hatte, als ich den Vorplatz der Burg erreichte. Ich legte eine Pause ein und schaute mich um.
Mein Blick flog zurück über die schwarze Fläche. Da rührte und bewegte sich nichts. Glatt lag sie vor meinen Augen, nur der leichte Nachtwind kämmte hin und wieder das Gras.
Ich sah keine Spur von Mason Cordtland, dem Hexenwürger. Wo konnte er sich verborgen halten?
Wahrscheinlich innerhalb des Schlosses. Oder aber im Dorf.
Das Schloß übte auf mich eine magische Anziehungskraft aus. Ich wollte und mußte es betreten. Und wahrscheinlich würde ich wieder in der Vergangenheit landen.
Es war mir egal!
All meine guten Vorsätze wurden durch die weiteren Ereignisse über den Haufen geworfen, denn etwas geschah, womit ich nie gerechnet hatte.
Aus dem obersten Turm des Schlosses schlugen urplötzlich lange Flammenzungen.
Die Burg brannte!

***

Wikka, die Oberhexe, war von den zurückgeworfenen Strahlen des Hexensteins voll getroffen worden. Sie, die Mächtige, konnte keinen Gegenzauber aufbauen, und dabei hatte sie noch Glück im Unglück gehabt, denn sie hatte den Stein nicht berührt. Wäre dies geschehen, gäbe es keine Wikka mehr.
Das wußte sie und deshalb war sie froh, noch am Leben zu sein, wenn auch unter veränderten Bedingungen. Dies allerdings merkte sie nicht sofort, als wieder Leben in ihren Hexenkörper geriet.
Es begann mit einem Zucken der Arme. Dann schlugen die Finger auf den Boden. Sie krallten sich in dem Teppich fest, und aus dem offenen

Mund in dem verbrannten Gesicht der Hexe löste sich ein Stöhnen.

Wikka erwachte. Sie hatte zwar nichts vergessen, die letzten Ereignisse standen noch klar vor ihren Augen, aber sie wußte im Augenblick nicht, wo sie sich befand.

Als sie den Kopf hob, stieß sie mit der verbrannten Stirn gegen das Unterteil des Betts.

Erst jetzt stellte Wikka fest, daß sie sich nicht so frei bewegen konnte, wie sie gern gewollt hätte, aber rechts und links spürte sie keinen Widerstand. Dort war alles frei.

Wikka konnte sich die Richtung aussuchen, in der sie unter dem Bett hervorkriechen wollte, und sie entschied sich für die von ihr aus gesehen linke Seite.

Sie rollte sich über den Teppich und drückte sich auch an den offenen Schranktüren vorbei. Endlich hatte sie den Platz, den sie benötigte, um auf die Beine zu gelangen.

Dabei fiel ihr Blick zum erstenmal in den an der Innentür des Schrankes angebrachten Spiegel.

Sie sah sich!

Selten in ihrer Existenz war Wikka so überrascht gewesen wie in diesen Augenblicken. Nicht mehr das Gesicht mit den beiden Schlangen an der Stirn starrte ihr entgegen, auch nicht die weiße Haut, sondern das Gegenteil davon.

Schwarz, verbrannt, verkohlt…

Der Hexenstein hatte sie gezeichnet.

Weiß schimmerten ihre Augäpfel, während die Pupillen nach wie vor dunkel waren, und als sie die Hände hob, da sah sie die langen, verbrannten Krallen, die einmal ihre Finger gewesen waren.

Ihr Gesicht verzerrte sich. Für einen Moment wirkte es so, als wollte Wikka anfangen zu weinen. Es war keine Trauer, die sie durchflutete, sondern die reine Wut und der kalte Haß.

Haß auf ihre Feinde - Haß auf den Hexenstein - Haß auf den verfluchten Hexenwürger!

Und sie erinnerte sich an Jane Collins. »Verdammt!« flüsterte sie. »Verdammt, weshalb hast du mir nicht geholfen, du verfluchtes Rattenbiest? Wo steckst du überhaupt? Jane!«

Sie schrie den Namen und drehte sich kniend um.

Eine Antwort erhielt sie nicht. Das Zimmer war leer. Keine Spur von Jane Collins. Dafür sah sie, daß die Tür offenstand. Zwar nur einen Spalt, das reichte ihr aber.

»Nein!« flüsterte sie. »Nein… noch habt ihr mich nicht, ihr Lumpenhunde. Ich lebe, und ich werde kämpfen, darauf könnt ihr euch verlassen. Ich vernichte euch. Ich radiere euch aus. Ihr sollt die echte Wikka kennenlernen. Meine Rache wird fürchterlich sein…«

Sie begann schrill zu lachen und stellte sich mit einem Ruck hin. Ihre

Blicke glitten über die Einrichtung des Zimmers.
»Alles ist so prächtig!« flüsterte sie. »So herrlich, so wunderbar. Ihr habt viel Geld hineingesteckt, aber es wird euch nichts nutzen. Ich lebe noch, und ich werde euch zeigen, wie sehr ich lebe!«
Nach dem letzten Wort drehte sie sich um, streckte ihren Arm aus und fegte die erste Kerze auf das Bett. Das Glas zerbrach nicht, aber der Zylinder rutschte aus der Fassung, so daß sich die nicht erloschene Flamme über das Bett tasten konnte und augenblicklich Nahrung fand. Die trockene Decke war ideal dafür. Als die ersten Feuerzungen hochleckten, trat ein unheimlicher Glanz in die dunklen Augen des Hexenmonsters.
Wikka hatte noch nicht genug. Durch den Hitzeschleier lief sie um das Bett herum, nahm die zweite Kerze und schleuderte sie an der anderen Seite zu Boden. Danach öffnete sie hastig zwei Lukenfenster. Die schweren Riegel ließen sich leicht zurückschieben.
Jetzt hatte sie genau den Durchzug, den sie benötigte. Nach wenigen Schritten erreichte sie die Tür, stieß sie auf und blieb vor der Wendeltreppe stehen.
Noch hatte niemand bemerkt, daß sich Feuer innerhalb des höchsten Turmzimmers ausbreitete. Außer dem Fauchen der Flammen war nichts zu hören.
Wikka befürchtete gleichzeitig, daß sich das Feuer nur innerhalb des Turmzimmers hielt und die starken Steinmauern die Flammen abhalten würden. Dagegen wollte sie etwas unternehmen, denn in der Nähe sah sie einen Behälter mit dunklem Öl.
Sie lachte girrend auf, rollte ihn bis dicht an die Tür und kippte ihn dort um.
Das Öl lief aus. Sie hatte den Behälter so gedreht, daß die dicke, brennbare Flüssigkeit sich in Richtung Brandherd bewegte.
Im Turmzimmer brannte fast alles. Das Bett, die spanische Wand, der Schrank und natürlich die in ihm hängenden Kleidungsstücke. Gerade sie gaben den Flammen die nötige Nahrung.
Und nun noch das Öl.
Von der Hitze dampfte es bereits. Wikka ließ sich noch ein wenig Zeit. Sie sah, wie es die Stufen der Treppe hinunterfloß, und ihre Augen leuchteten noch stärker.
Dieses verdammte Schloß würde und sollte brennen. Dafür wollte sie sorgen.
Dann rannte sie los.
Mit geschmeidigen Bewegungen nahm sie die ersten Treppenabsätze, auf denen ihr niemand begegnete. So konnte sie ohne Schwierigkeiten weiterlaufen.
Unendlich lang erschien ihr die Treppe. Und während sie lief, dachte sie auch an Jane Collins.

Lebte sie noch?
Wikka wollte es wissen, blieb stehen und konzentrierte ihre Kräfte auf die ehemalige Detektivin.
Ja, Jane war nicht vernichtet. Aber man hatte sie verschleppt. Jane steckte im Folterkeller der Burg.
Ein Schrei drang aus Wikkas Kehle. Ihre Wut kannte keine Grenzen mehr. Sie dachte an das Feuer über sich, schaute hoch zu den düsteren Wolken, sah und roch den widerlichen Qualm, deren schwarze Wolken allmählich nach unten trieben.
Jane in Gefahr!
Wikka fühlte die Solidarität mit ihrer Schülerin, und sie wollte sie aus dem Folterkeller holen.
Da hörte sie die Schreie.
Das Feuer war entdeckt worden. Irgendwo im Schloß schlugen Türen. Sie hörte Schritte auf dem nächsten Treppenabsatz, und sie baute sich an der obersten Stufe auf.
Drei Männer rannten hoch. Sie waren bewaffnet, und sie liefen in Wikkas Falle.
Das Aussehen hatte ihr der Hexenstein genommen, nicht aber die magische Kraft.
Und die spielte sie aus.
Wikka liebte das Feuer. Sie beherrschte es sogar und konnte es auch produzieren. Das wurde den drei Männern in den nächsten Sekunden drastisch vorgeführt.
Plötzlich wurde aus der Hexe ein flammender Komet, der auf sie zuraste, zwischen sie fuhr und sie im Nu in Brand steckte.
Wikkas Rache war fürchterlich.
Die Männer rollten die Treppenstufen hinab, während ihre Schreie Musik in den Ohren der Oberhexe waren. Sie war durch nichts mehr aufzuhalten. Huschte weiter nach unten. Durch Bannsprüche zauberte sie in der Luft stehenbleibende Feuerspiralen, die diejenigen erfaßten, die sich ihnen in den Weg stellten und auch weitere Teile des Schlosses in Brand setzten. Wie ein feuriger Irrwisch brannte der Holzboden an einigen Stellen, und wenig später flogen erste, brennende Möbelstücke durch die Luft.
Die schwarz gefärbte Wikka war in ihrem Element. In diesen Augenblicken bewies sie, welche Kräfte in ihr steckten.
Im Schloß gab es eine Panik.
Die Bewohner waren aufgescheucht worden, versuchten, das Feuer zu löschen, aber das schafften sie nicht. Die Flammen hatten sich schon zu weit ausgebreitet.
Für Wikka war der Keller wichtig.
In Windeseile gelangte sie in die Tiefe. Manchmal berührte sie die Stufen nicht, dann flog sie, eingehüllt in einen rotgrünen Feuermantel,

dicht über sie hinweg und landete schließlich in den Gewölben.

Dort ermordete sie zwei Wächter auf schreckliche Art und Weise und verschaffte sich freien Weg.

Sie hörte das Wimmern der gefangenen Hexen in den Verliesen der Gänge. Darum kümmerte sie sich nicht.

Sie wollte Jane.

Und sie hörte den Schrei.

Gellend, grauenhaft. Trotz der dicken Mauern zu vernehmen. Er war hinter der großen Tür aufgeklungen, die sich vor Wikka befand.

Die Tür war nicht verriegelt. Zu sicher fühlten sich die Folterknechte.

Wikka riß sie auf.

Einen Lidschlag später stand sie in der Folterkammer!

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 029 »Geheimbund der Vampire«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 100 »Die Drohung«

[3]Siehe John Sinclair Nr. 241 »Der Pesthügel von Shanghai«

[4]Siehe John Sinclair Nr. 235 »Hexenabend mit Jane Collins«